



Liebe Landsleute, liebe Freundinnen und Freunde unserer Heimat!

Auch im Jahr 2025 werden wir wieder ein Treffen anbieten. Der Saal ist gebucht! Deshalb unsere herzliche Einladung: Kommen Sie am 29. Juni 2025 zum 33. Heimattreffen des Heimatkreises Züllichau-Schwiebus nach Neuruppin! Nutzen Sie die Gelegenheit zur persönlichen Begegnung! Vielleicht können Sie auch Ihre jüngeren Angehörigen für die Erinnerung an die alte Heimat begeistern!

Das nächste Heimattreffen

Herzliche Einladung

zum **33. Heimattreffen am Sonntag,**
den **29. Juni 2025 ab 10 Uhr**
im Kulturhaus Stadtgarten,
Karl-Marx-Str. 103 in Neuruppin

- 10:00 Uhr** Öffnung des Saales
- 11:00 Uhr** Grußworte und Ansprachen
- ca. **16 Uhr** Ende der Veranstaltung

Totengedenken

Sonnabend, dem 28. Juni 2025 um 14 Uhr
am Gedenkstein für Flüchtlinge
auf dem Evangelischen Friedhof in Neuruppin
(Eingang über die Wittstocker Allee, geradeaus bis zur
Trauerhalle. Der Stein befindet sich rechts davon.).

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

Wir erinnern uns, dass sich in diesem Jahr der Beginn von Flucht und Vertreibung mit ihrem unendlichen Leid zum 80. Mal jährt. Niemand ahnte damals, dass der Abschied von der Heimat tatsächlich für immer und endgültig sein würde. Viele hofften noch nach der Kapitulation im Mai 1945, bald wieder nach Hause zurückkehren zu können. Der Beginn der Vertreibung im Juni 1945 machte all diesen Hoffnungen ein Ende. Unsere Landsleute mussten sich nun mit den Gegebenheiten abfinden, überleben, eine neue Heimat finden und ein neues Leben aufbauen. Leicht gemacht wurde es ihnen durch die Mitbürger in den Auffanggebieten nicht. Sie waren Fremde in Deutschland, Fremde in einer kalten Heimat. Leicht konnte man den Eindruck gewinnen, dass der Krieg allein im Osten verloren wurde. Dabei hatten unsere Landsleute nicht mehr und nicht weniger

Inhaltsverzeichnis

HEIMATKREIS

- 1 Editorial
- 2 Impressum
- 3 Gewinner des I-Tüpfelchens
- 3 Leserschrift
- 4 1945 – 1955 – 2025

HEIMATORTE

- 6 Erinnerungen an Liebenau und Neudörfel von Elfriede Benn
- 10 Evangelische Kirchen-
gemeinde in Bomst von Aleksander Waberski

FLUCHTBERICHTE

- 13 Verschleppung nach Russland von Irmgard Herrmann
- 16 Vertreibung aus Glauchow von Horst Höricke
- 23 Völkerverständigung in der Gefangenschaft 1944 von Dieter Henning,

LEBENSINIEN

- 24 Superintendent Dr. Gotthelf Bronisch von Richard Spree

**REDAKTIONSSCHLUSS für den Heimatbrief 2026
am 1. Januar 2026**

SUCHEN und FINDEN

- 28 Wer kennt den Fußballverein Züllichau von 1920 und/oder die Spielvereinigung Blau-Weiß?

LITERATUR · LINKS · TIPPS

- 29 Deutsch-polnisches Magazin.
- 29 Zur evangelischen Kirchengeschichte in Schlesien
- 29 Zur Geschichte von Züllichau und anderen Städten
- 30 Tipp zur Familienforschung von Gabriele Zeitler-Prüfer
- 30 Vertriebene in der DDR

FREUD und LEID

- 51 Geburtstagsliste nach Heimatorten
- 45 Familiennachrichten
- 46 Wir trauern um unsere verstorbenen Landsleute

ADRESSEN

- 48 Adressen u. Ansprechpartner

Impressum

Der Heimatbrief erscheint einmal im Jahr in einer Auflage von 2000 Stück und finanziert sich durch Spenden.

HERAUSGEBER: Heimatkreis Züllichau-Schwiebus e.V.
vertreten durch die
Vereinsvorsitzenden:

1. VORSITZENDER:

Jan-Pieter Rau
Bruno-Salvat-Str. 6,
16816 Neuruppin
Mobiltelefon:
+49 (0)176 24 32 27 27
E-Mail: vorstand@heimatkreis-
zuellichau-schwiebus.de

2. VORSITZENDER:

Günter Schildmann
Wildkancelweg 10,
15566 Schöneiche bei Berlin
Telefon: +49 (0)30 64 38 71 40
Mobiltelefon:
+49 (0)176 48 26 94 59
E-Mail: g.schildmann@gmx.de

MANUSKRIPTE

bitte an den 1. Vorsitzenden,
Jan-Pieter Rau, einsenden

GESTALTUNG & SATZ:

Susan Rustemeier

Oppelner Str. 8, 10997 Berlin
Telefon: +49 (0)30 61 28 53 94
E-Mail: susanrustemeier@gmx.net
www.susan-rustemeier.de

Tatjana Pott

Telefon: +49 (0)162 45 26 918
E-Mail: mail@tatjana-pott.de



Editorial

Gewinner / Leserzuschrift

persönliche Schuld auf sich geladen, als beispielsweise Württemberger, Thüringer, Niedersachsen oder Hamburger, die sie nun aufnehmen sollten.

Unsere Landsleute ließen sich nicht entmutigen. Mit wenig oder nichts in den Händen bauten Sie eine neue Existenz. Am Wiederaufbau Deutschlands, sei es im Westen oder im Osten, hatten sie einen maßgeblichen Anteil. Heute können wir einschätzen, dass unsere Landsleute eine neue Heimat gefunden haben. Das heißt aber nicht, die „alte Heimat“ zu vergessen. Im Gegenteil: Die Neumark war über Jahrhunderte ein Teil Deutschlands, ein Teil der deutschen Geschichte. Deshalb ist es unsere gemeinsame Aufgabe, die Erinnerung an unseren Heimatkreis nicht nur in unseren Herzen zu bewahren, sondern die Erinnerung an die jüngeren Generationen zu übergeben. Dazu dient dieser Heimatbrief ebenso wie unsere Heimattreffen und die Unterstützung der Stiftung Haus Brandenburg durch unseren Heimatkreis.

Heute halten Sie den Heimatbrief für das Jahr 2025 in den Händen. Ich hoffe, Sie haben viel Vergnügen an der Lektüre. Wie immer haben wir uns viel Mühe gegeben, Ihnen Interessantes aus der alten Heimat und darüber hinaus zu berichten. Haben Sie eigene Berichte für das nächste Heft? Oder Anmerkungen, Kritiken oder Berichtigungen? Zögern Sie nicht, uns zu schreiben oder anzurufen!

Ich grüße Sie herzlich!
Ihr Jan-Pieter Rau

PS. Papierexemplare von früheren Heimatbriefen haben wir nur noch aus dem Jahr 2024 – alle anderen sind vergriffen. Allerdings können Sie digitale Exemplare im PDF-Format oder als Ausdruck bei uns anfordern.



<https://www.heimatkreis-zuellichau-schwiebus.de/heimatbriefe.html>

HINWEIS IN EIGENER SACHE:

Derzeit besitzt der Heimatkreis nicht die Berechtigung, Spendenbescheinigungen auszustellen (siehe Vereinsnachrichten). Wir arbeiten daran, recht zügig wieder die Gemeinnützigkeit zu erhalten.

SPENDENKONTO

Heimatkreis Züllichau-Schwiebus e.V.
IBAN DE80 1005 0000 0190 8172 08
BIC BELADEBEXXX Berliner Sparkasse

GEWINNER DES I-TÜPFELCHENS

(Heimatbrief 2024, S. 46/47)

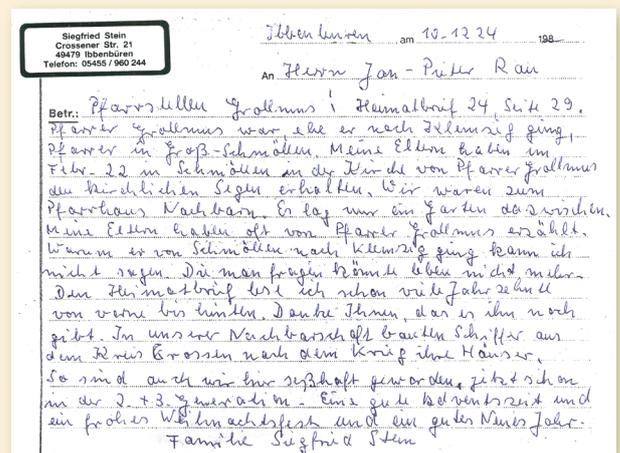


Die Gewinnerinnen des Buches „Wulf-Diether Graf zu Castell – Pionier der Lüfte“ von Andreas Tank sind Frau Marianne Fredrich, Wustermark, und Frau Magdalena Yanshin aus Neuruppin. Herzlichen Glückwunsch!

LESERZUSCHRIFT

Von Herrn Siegfried Stein aus Ibbenbüren erreichte uns im Dezember 2024 folgende Zuschrift zum Leben von Pfarrer Grollmus aus Klemzig. Sie bezieht sich auf S. 29 im Heimatbrief von 2024:

Pfarrer Grollmus war, ehe er nach Klemzig ging, Pfarrer in Groß-Schmöllen. Meine Eltern haben im Februar 1922 in Schmöllen in der Kirche von Pfarrer Grollmus den kirchlichen Segen erhalten. Wir waren zum Pfarrhaus Nachbarn. Es lag nur ein Garten dazwischen. Meine Eltern haben oft von Pfarrer Grollmus erzählt. Warum er von Schmöllen nach Klemzig ging kann ich nicht sagen. Da man fragte könnte leben nicht mehr. Den Heimatbrief lese ich schon viele Jahrzehnte von vorne bis hinten. Danke Ihnen, dass es ihn noch gibt. In unserer Nachbarschaft bauten Schiffer aus dem Kreis Crossen nach dem Krieg ihre Häuser. So sind auch wir sesshaft geworden, jetzt schon in der 2. und 3. Generation.



Warum gibt es hier keine neuen Nachrichten vom Heimatkreis?

Der Bericht vom Heimattreffen 2024 wurde im Heimatbrief 2024 abgedruckt, der erst Ende des Jahres erschienen ist. Aus Verein und Landsmannschaft ist noch nichts Neues zu berichten. Die Landsmannschaft Berlin-Brandenburg hat ihre Auflösung beschlossen. Das Verfahren läuft.

Im Juni, wenn dieses Heft gedruckt wird, denken viele Heimatfreunde an die grausame Vertreibung der Deutschen aus der alten Heimat durch die neuen polnischen Machthaber und an die Verschleppung vieler Einzelpersonen aus den früheren Gebieten der Neumark in russische Straflager. Manche Schicksale konnten nach 1990 aufgeklärt werden, viele Mütter, Väter, Großväter, Kinder ... bleiben aber bis heute vermisst.

(Das gesamtdeutsche Heimattreffen Züllichau-Schwiebus im vereinigten Deutschland feiert erst in zwei Jahren sein 35-jähriges Jubiläum, da wegen Corona zwei Treffen in den Jahren 2020 und 2021 ausfallen mussten.)

HEIMATTREFFEN 1955

10 Jahre nach 1945, am 5. Juni 1955, fand das zentrale Heimattreffen des Kreises Züllichau-Schwiebus in Hannover statt. Es war offenbar das erste, auf dem auch Landsleute aus Berlin und Mitteldeutschland (SBZ) teilnehmen konnten. Jan-Pieter Rau hat aus dem Heimatbrief-Archiv diese Dokumente herausgesucht: Einen Bericht und ein Blatt mit dem Gottesdienstablauf in der Marktkirche Hannover.

Die Predigt, hielt mein Großvater, Pfarrer Fritz Reim, damals Pfarrer in Willingshausen in der Landeskirche Kurhessen-Waldeck, ein Kuhdorf zwischen Marburg und Kassel; von 1945 bzw. vor dem Krieg, war er von 1932 bis 1945 Pfarrer in Liebenau im Kirchenkreis Züllichau-Schwiebus.

Ich wurde erst zweieinhalb Jahre nach dem Heimattreffen 1955 geboren. Es müsste ein großer Zufall sein. Aber vielleicht hat ein Pfarrkollege eine Abschrift dieser Predigt? Kurzierte so etwas damals? Oder hat er sie gehalten und nicht in Schriftform weitergegeben? Ich würde sie gern lesen.

Sabine vom Bruch,
Ziegelbruch 8,
18292 Krakow am See;
sabinevombruch@gmx.de

Heimatkreisvereinigung Züllichau-Schwiebus

Liebe Landsleute !

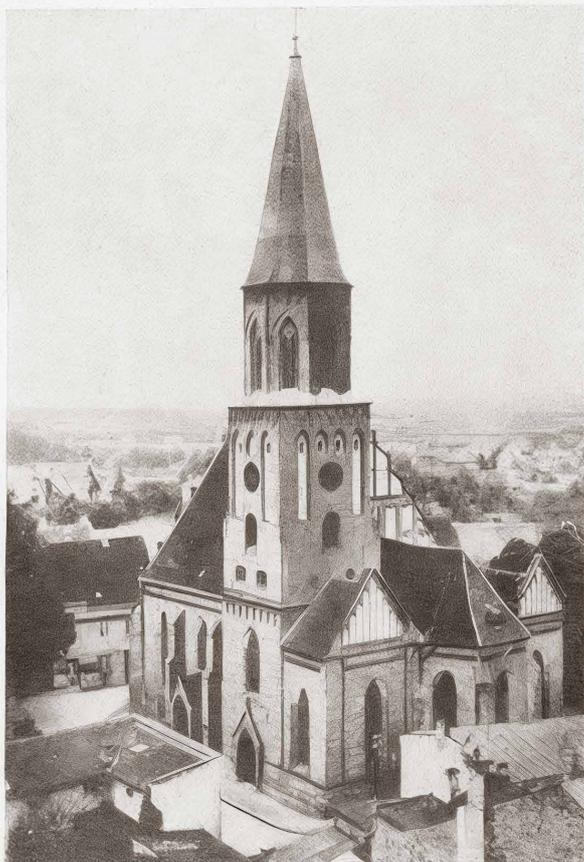
Hamburg und Hannover, im Mai 1956

Wie alljährlich beginnen wir unser Rundschreiben mit einem herzlichen Gruß an alle unsere Landsleute nicht nur in der Bundesrepublik und in West-Berlin, sondern vor allem auch an diejenigen von uns, denen immer noch infolge der unglückseligen Zweiteilung unseres Vaterlandes die Teilnahme an unserer Gemeinschaft und an unseren jährlichen Zusammenkünften versagt ist. Wir hoffen, daß diese Trennung nicht mehr allzulange bestehen bleibt und verbinden mit unserem Gruß, den wir leider nur durch unser Gedenken übermitteln können die Bitte, der Heimat die Treue zu halten.

Als wir im vergangenen Jahr zum Treffen in Hannover aufgerufen hatten, hatten wir wohl eine große Teilnehmerzahl erwartet, niemals aber gedacht, daß über 1 000 Landsleute unserem Ruf folgen würden. Als Auftakt vereinigte uns ein Heimatgottesdienst in der Marktkirche, in dem Pastor Reim (früher Liebenau) uns das Wort Gottes verkündigte. Anschließend war der große Saal des Wülfeler Biergartens rasch überfüllt, so daß wir einen weiteren Raum hinzunehmen mußten, um alle Gäste unterzubringen. Ein Suchen und freudiges Finden ging durch die große Menge und des Erzählens wollte schier kein Ende sein. Zum ersten Mal hatten wir die Freude, eine ganze Reihe von Landsleuten aus West-Berlin unter Führung des dortigen Heimatkreisbetreuers Amtsgerichtsrat Reinicke unter uns zu sehen, die die Grüße der dortigen Landsleute brachten. Aber auch aus Mitteldeutschland hatten einzelne Landsleute den Weg nach Hannover gefunden und wurden besonders herzlich begrüßt. Aus ihren Augen leuchtete die Freude, endlich einmal mit lange nicht gesehenen Landsleuten sich aussprechen zu können. Nur zu schnell vergingen die Stunden und der Gruß am Schluß des Tages lautete nur zu begreiflich: Auf baldiges Wiedersehen !

Die umfangreichen Vorbereitungen zu diesem Treffen konnten nur mit vielen Hilfskräften durchgeführt werden. Allen denen, die geholfen haben, die 3 000 Einladungen postfertig zu machen, die bestellten Verzeichnisse abzusenden, den Saal zu schmücken, die Kollekte in der Kirche zu sammeln, Fahrtkosten auf der Straßenbahn einzuziehen, Listen zu führen und Bilder und Verzeichnisse abzugeben, sei nochmals herzlich gedankt.

1945 – 1955 – 2025



Heimatgottesdienst

der Vertriebenen

des Kreises

Züllichau-Schwiebus

am 5. Juni 1955

in der

Marktkirche zu Hannover

Eingangslied

Vers 1: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren, meine geliebete Seele, das ist mein Begehren; Kommet zuhauf, Psalter und Harfe wacht auf, lasset den Lobgesang hören.

Vers 2: Lobe den Herren, der alles so herrlich regieret, der dich auf Adellers Fittichen sich geführt, der dich erhält, wie es dir selber gefällt; hast du nicht dieses verspüret?

Vers 3: Lobe den Herren, der künstlich und fein dich bereitet, der dir Gesundheit verliehen, dich freundlich geleitet. In wieviel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet!

Vers 4: Lobe den Herren, der deinen Stand sichtbar gesegnet, der aus dem Himmel mit Strömen der Liebe gregnet; denke daran, was der Allmächtige kann, der dir mit Liebe begegnet.

Liturgie (Brandenburgische Liturgie)

Hauptlied

Vers 1: Allein Gott in der Höh sei Ehr und Dank für seine Gnade, darum daß nun und nimmermehr uns rühren kann kein Schade; ein Wohlgefalln Gott an uns hat, nun ist groß Fried ohn Unterlaß, all Fehd hat nun ein Ende.

Vers 2: Wir loben, preisen, anbeten dich für deine Ehr; wir danken, daß du Gott, Vater, ewiglich regierst ohn alles Wanken. Ganz ungemessen ist dein Macht, fort gschieht, was dein Will hat bedacht. Wohl uns des feinen Herren!

Vers 3: O Jesu Christ, Sohn eingeborn deines himmlischen Vaters, Versöhner der, die warn verlorn, du Stiller unseres Haders. Lamm Gottes, heiliger Herr und Gott, nimm an die Bitt von unsrer Not: Erbarm dich unser aller.

Vers 4: O heiliger Geist, du höchstes Gut, du allerheilsamster Tröster, vor Teufels Gewalt fortan behüt, die Jesus Christ erlöset durch Marter groß und bitterm Tod, abwend all unsern Jammer und Not; darauf wir uns verlassen.

Predigt

Pastor Reim, früher Liebenau, jetzt Neustadt bei Marburg a. d. Lahn.

Ach bleib mit deinem Segen bei uns du reicher Herr, dein Gnad und alls Vermögen in uns reichlich vermehr.

Friedensgruß

Ach bleib mit deiner Treue bei uns, mein Herr und Gott, Beständigkeit verleihe, hilf uns aus aller Not.

Schlußliturgie

Ehr sei dem Vater und dem Sohn, dem heiligen Geist in einem Thron; der heiligen Dreieinigkeit sei Lob und Preis in Ewigkeit.

Erinnerungen an Liebenau und Neudörfel

von Elfriede Benn

Angaben in eckigen Klammern von Jan-Pieter Rau ergänzt

Ich bin Elfriede Benn, geb. Kühn, und wurde am 18. August 1936 in Liebenau, Kreis Züllichau-Schwiebus, Mark Brandenburg (jetzt Polen) geboren. Meine Eltern: Walter Kühn und Herta, geborene Schulz.

1939 fing der Krieg an! Ich weiß noch, dass viele Männer in Uniform an unserem Haus vorbeikamen, unter ihnen auch mein Vater. Mutti hatte mich auf dem Arm und sie weinte. (Das ist meine erste Erinnerung.)

1942 kam ich in die Evangelische Schule. Wir lernten die deutsche Schrift auf Schiefertafeln und schrieben mit einem Griffel. Auf dem Boden meiner Großeltern war noch der Tornister von Freddi (Alfred 1936 oder 1937 aus der Schule gekommen). Den musste ich nehmen, da es keine zu kaufen gab. Es war ein Unterschied zwischen Jungen- und Mädchentornister; und ich hab den nicht gewollt, musste aber.

Die Schule wurde auch bald mit der Katholischen zusammengelegt und wir mussten eine andere Schrift lernen.

B. Nr. 3.

Aufgebotsverzeichnis Nr. 4

Liebenau am acht. Juni
 tausend neunhundert fünfunddreißig

Vor dem unterzeichneten Standesbeamten erschien heute zum Zwecke der Eheschließung:

1. der Arbeiter Walter Rudolf Kühn
 der Persönlichkeit nach bekannt.
 geboren am Achtzehnten November
 des Jahres tausend neunhundert sechs
 zu Berlin
 Geburtsregister Nr. 1955 des Standesamtes zu Berlin O17
 wohnhaft in Neudörfel, Kreis Züllichau-Schwiebus

2. die Herta Eliese Schulz, ohne Beruf
 der Persönlichkeit nach bekannt.
 geboren am Zweiundzwanzigsten April
 des Jahres tausend neunhundert elf
 zu Altena (Westfalen)
 Geburtsregister Nr. 99 des Standesamtes zu Altena
 wohnhaft in Neudörfel, Kreis Züllichau-Schwiebus

Als Zeugen waren zugezogen und erschienen:

1. d. d. El. Elektrotechniker Friedrich Karl Bätzel
 der Persönlichkeit nach durch Ausweispapiere anerkannt,
 40 Jahre alt, wohnhaft in Altena (Westfalen),

2. d. d. ca Landwirt Paul Kühn
 der Persönlichkeit nach durch Ausweispapiere anerkannt,
 58 Jahre alt, wohnhaft in Neudörfel, Kreis Züllichau-Schwiebus

Der Standesbeamte richtete an die Verlobten einzeln und nacheinander die Frage:
 ob sie die Ehe miteinander eingehen wollen.
 Die Verlobten bejahten diese Frage und der Standesbeamte sprach hierauf aus,
 daß sie kraft des Bürgerlichen Gesetzbuches nunmehr rechtmäßig verbundene Eheleute seien.

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben
 Walter Kühn
 Herta Kühn, geborene Schulz
 Karl Bätzel
 Paul Kühn

Der Standesbeamte.
 In Vertretung: Rude

Die Übereinstimmung mit dem Hauptregister beglaubigt
 Liebenau am 8. Juni 1935.

Der Standesbeamte.
 In Vertretung: Rude

R. R.

Nr. 3

Aufgebotsverzeichnis Nr. 7

Liebenau, am achten Juni tausend neunhundert fünfunddreißig.

Vor dem unterzeichneten Standesbeamten erschien heute zum Zwecke der Eheschließung

1. der Arbeiter Walter Rudolf Kühn

der Persönlichkeit nach bekannt.

Geboren am Achtzehnten November

des Jahres tausend neunhundert sechs zu Berlin.

Geburtsregister Nr. 1955 des Standesamtes zu Berlin O17,

wohnhaft zu Neudörfel, Kreis Züllichau-Schwiebus

2. die Herta Eliese Schulz, ohne Beruf

der Persönlichkeit nach bekannt.

geboren am Zweiundzwanzigsten April

des Jahres tausend neunhundert elf zu Altena (Westfalen)

Geburtsregister Nr. 99 des Standesamtes zu Altena

wohnhaft zu Neudörfel, Kreis Züllichau-Schwiebus

Als Zeugen waren zugezogen und erschienen:

1. der Elektrotechniker Friedrich Karl Bätzel
 der Persönlichkeit nach durch Ausweispapiere anerkannt,
 40 Jahre alt, wohnhaft in Altena (Westfalen)

2. der Landwirt Paul Kühn

der Persönlichkeit nach durch Ausweispapiere anerkannt,

58 Jahre alt, wohnhaft in Neudörfel, Kreis Züllichau-Schwiebus

Der Standesbeamte richtete an die Verlobten einzeln und Nach-
 einander die Frage ob sie die Ehe miteinander eingehen wollen.

Die Verlobten bejahten diese Frage und der Standesbeamte
 sprach hierauf aus, dass sie kraft des Bürgerlichen Gesetzbuches
 nunmehr rechtmäßig verbundene Eheleute seien.

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben Walter Kühn,

Herta Kühn, geborene Schulz, Karl Bätzel, Paul Kühn

Der Standesbeamte In Vertretung Rude

Die Übereinstimmung mit dem Hauptregister beglaubigt

Liebenau am 8. Juni 1935

Der Standesbeamte In Vertretung Rude

Bei den Großeltern in Neudorfel

Ich war oft bei meinen Großeltern in Neudorfel. Und wenn Fliegeralarm war, durften wir nicht auf der Straße nach Liebenau laufen, sondern am Gastsee entlang, der von Liebenau bis Neudorfel reichte. Beide Großeltern, Marie und Paul Kühn und Minna und Theodor Schulz, wohnten in Neudorfel in der Siedlung. Mutti hatte zwei Brüder: Artur und Fredi (Alfred) und Vati hatte auch zwei Brüder: Artur und Helmut (alle waren im Krieg – außer den Opas). – Einmal war ich mit meinen Eltern am Gastsee. Da war alles voller Schlüsselblumen und vom See weg ging eine „Treppe“ den Abhang hoch. Das war die „Himmelsleiter“.

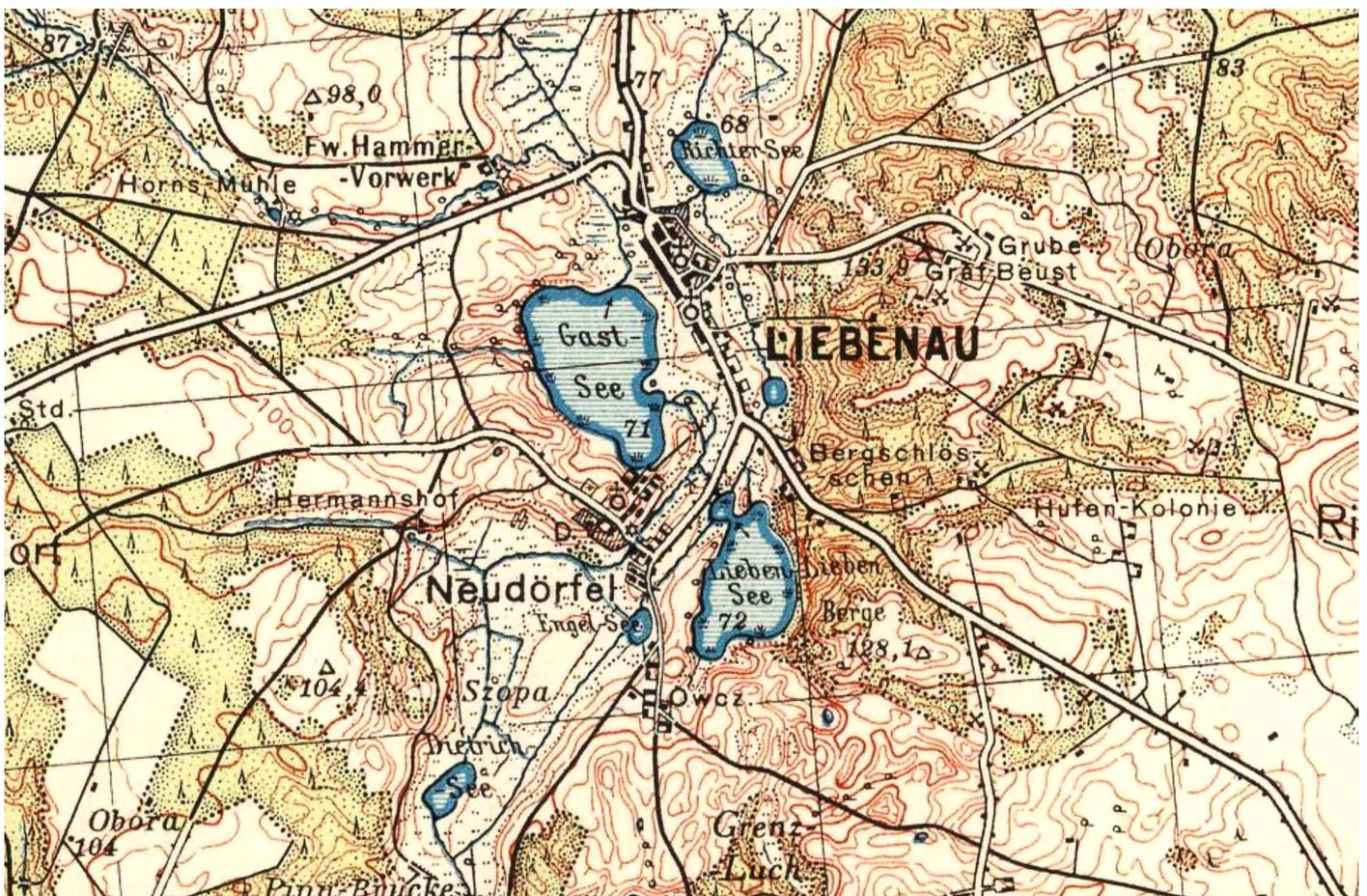
Elfriedes Nachbarschaft in Liebenau

In Liebenau wohnten wir in der Schwiebuser Straße. Im Haus noch Familie Buchholz mit Günter und Horst (?), Familie Mix mit Heidemarie und Gudrun und Familie Mabur (3 Kinder?). Neben uns war Bauer Frindt [Schwiebuser Str. 119 (Bruno F.) und 121 (Paul F. und Gustav F.)], gegenüber Vollmer [Schwiebuser Str. 110 Paul V.]. An der Ecke Noske [Schwiebuser Str. 111 Karl N.] und noch Stach (?). Mehr Namen weiß ich nicht. Aber überall waren Kinder

und wir haben wunderbar draußen gespielt – alle möglichen Ballspiele und Verstecken, Wisch, Klipp, Seil hopsen, mit Murneln, mit einem Reifen durch den Ort laufen und noch viel mehr. Es war alles so schön. Vom Krieg hatte man ja keine Ahnung. Ich fand es toll, wenn Soldaten durch den Ort zogen oder sogar blieben. Dann konnte man Suppe bei ihnen holen. Von dem BdM war ich auch begeistert; gerne hätte ich auch solche „Uniform“ gehabt.

Wenn man sich bei Vollmers auf die Treppe stellte, konnte man fast bis ans Ende der Straße (Schwiebuser – wir wohnten fast am Ende in Richtung Schwiebus) sehen, ob beim Café die Eisfahne draußen war. Dann aber schnell mit meiner Mutter oder ein, zwei Groschen und Freunden hin. Eis gab es in Waffeln und später auf Papptellern.

Im Sommer waren wir meistens in Neudorfel bei den Eltern meiner Mutter [Minna und Theodor Schulz], um bei der Ernte zu helfen. Ich habe gelernt, wie man „Butter macht“. Opa brachte Hasenbrot vom Feld mit. Abends gab es Milchsuppe und im Winter Bratäpfel. Wenn viel Schnee war (ich glaube immer), war die Straße von Liebenau nach Neudorfel so zugeschnitten, dass man laufen musste oder über den Gastsee (die Straße lag tiefer als die Felder).



Liebenau (heute Lubrza) und Umgebung: Die beschriebene Kreuzung in Neudorfel ist gut zu sehen

Das Haus meiner Großeltern war genau da, wo sich die Straße im Dorf teilte, eine nach Möstchen und die andere nach Wilkau. Neben den Großeltern wohnte Familie Vetter, dann kam eine Familie, deren Namen ich vergessen habe, dann, nach einem Teich: Schülke, Oling, Hess und meine anderen Großeltern Kühn. Ich glaube, eine Familie habe ich vergessen.

Das letzte Weihnachten in der Heimat

Mein Vater war da. Ging am Stock und sein Bein war verbunden. Gleich nach Weihnachten musste er wieder weg. Wie wir viel später erfuhren, ist er am 10.02.1945 in Pommern gefallen. Heiligabend gingen wir zur Kirche und diese Weihnacht war ich ein Engel und habe ein Gedicht aufgesagt. Eine Weile vor Weihnachten waren meine Puppen verschwunden, nun saßen sie mit neuen Sachen unter dem Weihnachtsbaum. Welche Freude – an andere Geschenke kann ich mich nicht erinnern.

Noch im Dezember hatten sie angefangen, einen Wagen fertig zu machen, d.h. ein „Dach“ über den Wagen zu bauen. Eine große Hilfe war „Misjö“, ein französischer Gefangener, der bei meinem Opa Kühn gearbeitet hat. Er war sehr nett und wollte mir französisch beibringen.

Mutti und ich waren nur noch bei meinen Großeltern Schulz. Irgendwann wurde bekannt gegeben, dass es (am ?) losgehen sollte, sich im Dorf zu sammeln und gemeinsam loszufahren. Dann kam die Nachricht, dass die Straßen wegen Schnee nicht mehr befahrbar waren.*

Nr. 8972 CA

Berlin - - - - - den 18. Mai 19. 48

Der Gefreite, Bauarbeiter Walter Rudolf - - - - -
Kühn, - - - - -

wohnhaft in Berlin-Liebenau, Kreis Züllichau-Schwiebus, - - - - -
Schwiebuser Straße 129, - - - - -

ist am 10. Februar 1945 - - - - - um 18- Uhr - - - - - Minuten
in Berlin-Landeck/Pommern gefallen. - - - - - verstorben.

Der Verstorbene war geboren am 18. November 1906 - - - - -
in Berlin. - - - - -

(Standesamt angeblich Berlin - - - - - Nr.1955/1906)

Der Verstorbene war ~~nicht~~ verheiratet mit Hertha Elise - - - - -
Kühn, geborenen Schulz. - - - - -

Eingetragen auf ~~mündliche~~ - schriftliche - Anzeige - - - - -
der Deutschen Dienststelle für die Benachrichtigung der nächsten
Angehörigen von Gefallenen der ehemaligen deutschen Wehrmacht.

Jetzt denke ich, wie wäre es uns ergangen, wenn uns der Schneesturm nicht erreicht hätte?

Ich weiß, die Erwachsenen hatten große Angst. Und dann hörte man Geräusche, Schießen – es hörte sich beängstigend an und es kam immer näher. Dann gingen wir in den Keller. Wir, das waren meine Großeltern, Mutti und die Nachbarin Frau Fritsch mit ihrer erwachsenen Tochter.

*Gertrud Reim schreibt dazu in ihren Lebenserinnerungen:

„Am Dienstag, dem 30. Januar wartete man in Liebenau immer noch auf Anweisungen und einen Räumungsbefehl. Vergeblich. Es konnte gar kein Befehl mehr kommen; denn die Herren von der Kreisleitung hatten längst Schwiebus verlassen und sich in Sicherheit gebracht. ... Nun wurde ich aktiv: Wir ließen alle unsere schönen, mit Überlegung gepackten Koffer im Hausflur stehen, nahmen unsere Rucksäcke auf den Rücken und gingen auf eigene Faust los. Ziel war erst einmal der Bahnhof in Wutschdorf. ... Kaum waren wir ein Stück gegangen, da kam uns ein Pferdeschlitten entgegen. Es war der Pole Johann aus der Mühle. Die Jungens (Friedo und Martin Reim) kannten ihn, und er sagte uns, morgen früh würde noch ein Zug in Wutschdorf abfahren. Er würde den Müller dorthin fahren, und wir sollten in die Mühle kommen, um alles zu verabreden. Es war 12 Uhr in der Nacht. Wir verabredeten uns mit dem Müller und gingen noch mal nach Hause.“

Die drei Restfamilienmitglieder holten die fertig gepackten 14 Gepäckstücke und machten sich auf zur Mühle. Gertrud Reim schreibt weiter: „Es war eine entsetzliche Nacht, wir hatten eine unglaubliche Angst, dass wir nicht rechtzeitig wegkommen könnten. Am frühen Morgen sollte die einzige Brücke gesprengt werden, die über den Kanal ging, die einzige Möglichkeit aus der Stadt herauszukommen. Zwei beherzte Männer haben die Sprengung verhindert, sie gaben auch aus eigener Verantwortung einen Räumungsbefehl. ... Es waren eine ganze Menge Menschen in dieser frühen Morgenstunde unterwegs mit Handwagen oder kleinen Schlitten. Endlich hatten wir die Bahnstation Wutschdorf erreicht. Wir luden unser Gepäck aus und warteten auf den beginnenden Tag und das Erscheinen des Zuges. ... über uns kreisten russische Flieger. Es fiel aber keine Bombe. Endlich, als es hell war, erschien der Zug. Im Nu war er besetzt ... Es muss gegen 2 Uhr nachmittags gewesen sein, als er sich schließlich in Bewegung setzte. Später haben wir gehört, dass der Russe längst Liebenau überrollt hatte, als unser Zug endlich abfuhr.“

Erinnerungen an Liebenau und Neudörfel

von Elfriede Benn

Und dann waren sie da. Die Russen!*[vermutlich Ende Januar oder Anfang Februar 1945]*

Sie waren auf dem Hof, im Haus, kamen in den Keller und wollten „Uhri, Uhri“. Einer kam mit einer Pistole in der Hand, zählte wie viele wir waren. Mutti knöpfte mir den Mantel auf. Zum Glück für uns kam ein wohl hoher Offizier und nahm ihm die Waffe weg. Was sie mit meiner Mutter machten, wusste ich nicht, ich hatte nur schreckliche Angst um sie.

Dann wurde es still. Nach dem Opa nachgeschaut hatte, sind wir alle nach oben gegangen. Ich kann gar nicht beschreiben, wie es war – es war schrecklich, es war furchtbar. Wanduhr, Nähmaschine und vieles andere war weg. Draußen sah es noch schlimmer aus. Totes Vieh lag rum, alles kaputt gemacht. Selbst eine große Silbertanne abgehauen. Und dann sah ich im Dreck meine Puppe liegen und meine kleine Tasche, die ich in Berlin bekommen hatte. Sie haben meiner Puppe Arme und Beine rausgerissen. Es war, nein, ich war sehr traurig.

Aber was noch viel schlimmer für mich war; einige Zeit später. Wie so oft, eigentlich ständig: Die einen Russen gingen, andere kamen. Opa hatte einen sehr jungen Schäferhund. Opa sagte immer zu mir: „Das ist Deiner.“ Es war Bella. Dann nahmen sie Bella mit. Mit einem Strick hinten am Wagen angebunden. Sie drehte ihren Kopf und schaute zurück. Was sie mit meiner Puppe gemacht haben, hat mich sehr traurig gemacht, aber mit Bella, dass habe ich bis heute nicht vergessen: **Wie sehr ich geweint habe – aber diesen traurigen Blick von Bella werde ich nie vergessen.**

Täglich kamen neue Kolonnen, plünderten, suchten Frauen und erschossen das letzte Vieh. Einer wollte, dass Opa ihm die Hosenträger heil macht. Opa versuchte es mit Draht. Das passte ihm nicht. Er schlug Opa und dann nahmen sie ihn mit. Opa konnte unterwegs vom Wagen springen, traute sich nicht nach Hause und hat sich einige Tage in den „Karpaten“ versteckt.

Für uns Kinder war es alles ganz gut – keine Schule! Bei Olings war die Scheune abgebrannt. Wir liefen auf den Mauern immer herum. Ich rutschte ab und hab ganz schön geblutet. Die Kinder brachten mich nach Hause. Als meine Oma mich sah, schrie sie, weil sie dachte, die Russen haben auf mich geschossen.

Von einem Flugzeug wurden Zettel abgeworfen auf denen stand: „Haltet durch, wir kommen wieder!“.

Die Russen, die Opa mitgenommen hatten, sahen anders aus, auch die Uniform war anders. Sie waren ziemlich klein, sahen irgendwie „chinesisch“ aus und hatten kleine Panje-Pferde. Eins stellten sie in den Stall und nahmen das Pferd, was andere dagelassen hatten, mit. Beide Pferde

waren verletzt, meine Oma hatte die Wunden behandelt. Außer den Katzen war kein einziges Tier mehr auf dem Hof.

Eines Abends klopfte es und es standen zwei deutsche Soldaten vor der Tür. Zum Glück waren keine Russen im Haus. Denn es kam schon mal vor, dass ein Russe (mit viel „Lametta“ wie Opa sagte) mit einer Frau für einige Tage ein Zimmer bewohnte. Den Deutschen gaben Mutti und Oma Zivil-Kleidung und zu essen. Bevor es hell wurde, gingen die beiden wieder. Die Uniformen hat Opa vergraben.

Dann stürzte noch ein kleines Flugzeug in einen See ab. Der See war entweder am Weg nach Wilkau oder nach Möstchen – sein Name: Pinnsee (?) *[Der Pinn-See hieß tatsächlich so (heute „Jezioro Pien“) und liegt an der Straße nach Wilkau.]* Das Flugzeug lag ziemlich dicht an Land, sodass wir da ran konnten. Manche haben sich Glas mitgenommen, weil das brannte. Von diesem Flugzeug waren wohl die zwei Männer, die abends vor unserer Tür standen. Sie sprachen kein deutsch, waren auch keine Russen, Franzosen auch nicht (Opa konnte etwas französisch). Ich glaube, sie hatten keine Uniform an, sonst hätte Opa vielleicht gewusst, wo sie herkommen. Also sie waren sehr nett, sehr freundlich und sie bekamen wie die deutschen Soldaten Kleidung und Essen. Was aus ihnen allen wohl geworden ist?

Meine Mutter wollte aus unserer Wohnung in Liebenau noch etwas holen. Auf dem Weg dorthin waren am Straßenrand Gräber zu sehen und an der Ecke, wo das Ehrenmal war, dem gegenüber ein Bild von Stalin (und weitere Gräber?). Am Ortseingang war ein Haus abgebrannt und unsere Wohnung verwüstet und ausgeraubt.

Nun bin ich am Ende meiner Erinnerung an eine sehr schöne und glückliche Zeit.

Und nun noch der letzte Tag in Neudörfel. Meine Mutter musste ja immer zur Arbeit (Gräben ausheben). An diesem Tag ging es ihr nicht gut. Sie schickte mich zum Ortsvorsteher (?), ein Pole. Mit ihm waren viele Russen und Polen im Raum. Einer fragte mich, was ich will. Und dann sagte er: „Geh nach Hause. Sag Deiner Mutter, sie braucht nicht mehr zur Arbeit. Sie soll packen!“. Noch an diesem Tag mussten wir die Heimat verlassen.

Ein historischer Überblick

Im April 1852 feierte die evangelische Gemeinde Bomst, mit der ganzen Christenheit, Ostern. Es war für sie aber ein besonderes Fest in diesem Jahr, denn vier Tage nach Ostersonntag, am 15. April, feierte sie das 200-jährige Bestehen der Gemeinde. **Pastor Elsner**, der seit 1830 der Gemeinde als Seelsorger diente (bis 1874), hielt einen feierlichen Gottesdienst, an dem alle evangelischen Schulkinder, viele Gemeindeglieder und Gäste teilnahmen. Sicher wurde auch das 250-jährige Bestehen im Jahre 1902 feierlich begangen. Fünfzig Jahre später fand sich keiner mehr in der Kirche ein. Seit dem Ende des Krieges leben die Bomster evangelischen Gemeindeglieder zerstreut auf andere, viel weiter westlich gelegene Gemeinden, in der territorialen Diaspora.

Am 28. Januar 1939 wurde noch ein anderes Jubiläum der Gemeinde gefeiert – das der 150-jährigen Einweihung ihrer Kirche. Dieses Gebäude ist in Bomst geblieben und steht dort bis heute. Geblieben sind auch seine Erbauer, die auf dem evangelischen Friedhof ihre letzte Ruhe gefunden haben. Den Nachkommen ließ man 1945 keine Chance, auch denen nicht, die trotz allem hätten bleiben wollen. Sie wurden als Deutsche betrachtet, die keinen Platz in Polen haben sollten. Am 29. Juni des Jahres sahen sie ihre Kirche zum letzten Mal.

Auch wenn die evangelische Gemeinde zu Bomst einige Jahre oder Jahrzehnte älter ist, wurde stets der 15. April 1652 als Anfang ihrer Geschichte angesehen. An diesem Tage unterzeichnete der damalige **Bomster Starost***, **Christoph Żegocki**, ein so genanntes Reklameblatt, in dem er deutsche Protestanten für eine Ansiedlung in Bomst warb. Mit den Worten „meinen lieben unndt treuen deuttchen Bürgern zum Bombst“ sprach er zunächst bereits in der Stadt ansässige Protestanten an und erlaubte ihnen, „zu bawen ein Hauß, darinnen sie ihren Gottesdinst nach der Forma der Augspurgischen ungeenderten Confession unverhindert mögen begehnen“. Im Folgenden wandte er sich an alle „deutscher Nation“, die „Lust undt Liebe haben, untter“ seinem „Königlichen Commando zu bauen, zu wohnen undt ihre Nahrung zu treiben“, nach Bomst zu „kommen undt geben sich bey“ ihm „ungescheuet an“. Er versicherte ihnen „Plaz“ zu geben, damit sie Häuser „bawen undt ihre Gewerb undt Handtthierung ohne alle Verhinderung zu treiben“ können. Mit seiner „eignen Handtnterschrifft“ und mit seinem „freyherrlichen Insiegel bekräftiget“ er, dass sie „auch Königliche Begnadunge ettliche Jahr zuwege bringen“ – will heißen, dass sie einige Jahre von den Steuern befreit sein sollen. Żegocki „wiel ihnen allen fördersahmen Wiellen erzeigen und ihre deuttche Freyheit beschützen“. Selbst sein Motiv und sein eigenes Interesse an dieser Aktion, das ihn



Evang. Kirche Bomst Innenansicht

Die Evangelische Gemeinde Bomst

von Aleksander Waberski

zu dieser Werbung bewegte, verschweigte er nicht: „zu Vermehrung und Verbesserung Ihrer Koniglichen Maystett Landt undt Städte an Volck“.

Das heißt, der polnische König im Allgemeinen und sein Bomster Starost im Besonderen hatten viel Land, das aber ohne Menschen, die es bebauten und dafür Steuern zahlen konnten, keinen Wert darstellte. Deshalb versuchten sie, im Ausland Leute dafür anzuwerben. Um ihr Vorhaben mit Erfolg krönen zu können, gingen diese politischen Machthaber sogar soweit, dass sie den Neusiedlern wirtschaftliche, religiöse und kulturelle Freiheiten zusicherten. Das polnische Reich hatte zu der Zeit große Erfahrung mit anderen Religionen und Sprachkulturen. In der damaligen politischen Union mit Litauen reichte das Reich im Osten bis vor Smolensk. Die Untertanen der Krone benutzten Polnisch, Litauisch, Ukrainisch, Weißrussisch, Deutsch und viele andere Sprachen. Sie waren katholische, orthodoxe und protestantische Christen, aber auch Juden und Muslime. Die neuen evangelischen Christen störten nicht in diesem großen Reich – im Gegenteil, sie waren willkommen.

Was konnte da noch bedrängte und verfolgte evangelische Christen aus dem benachbarten Schlesien und auch anderen Ländern davon abhalten, in das Königreich Polen auszuwandern und sich in Bomst niederzulassen, zumal sie dort Glaubensgenossen antreffen würden, die auch noch die gleiche Sprache benutzten.

Doch so einfach war es nicht, seine angestammte Heimat aufzugeben, obwohl der Verdrängungsdruck in den Ländern groß war. Hier versagte man ihnen die Ausübung ihres Glaubens und verlangte, dass sie sich integrieren, katholisch werden sollten. Mancher wird auch, um sein Haus, Hof und Besitz zu schützen und zu erhalten, daran gedacht haben, die Konfession zu wechseln. Doch die, die an ihrem Glauben festhalten und ihn frei ausüben wollten, verließen alles, was sie hatten und flüchteten in ein anderes Herrschaftsgebiet, in dem sie damals toleriert wurden.

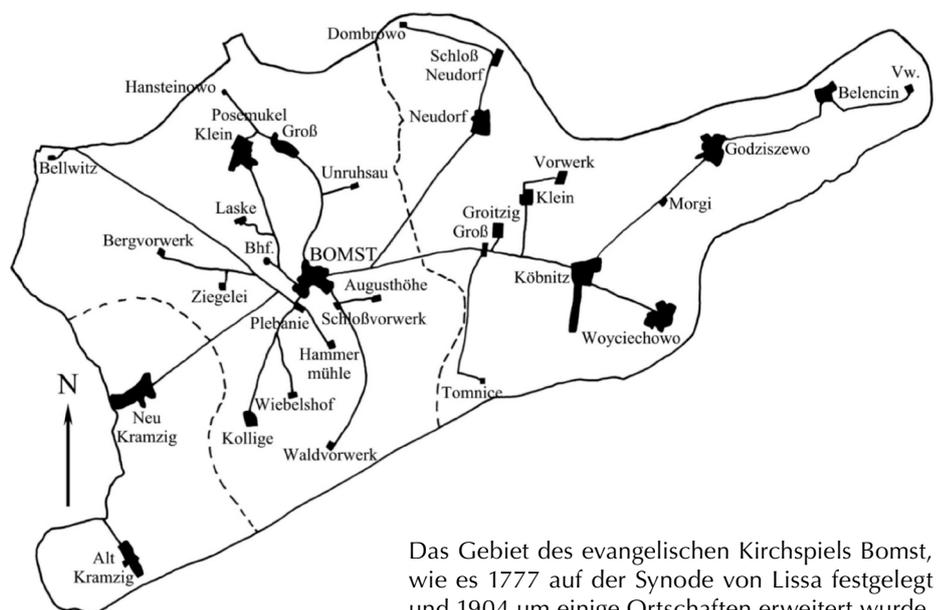
Die Zahl der evangelischen Gläubigen stieg in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Polen besonders stark an. Nach dem Westfälischen Frieden, der im Jahr 1648 geschlossen wurde, flüchteten viele des Glaubens wegen. Evangelische Gemeinden wurden gegründet oder als Neustädte neben bereits bestehenden Städten und Dörfern angelegt (Bomst, Tirschtiegel usw.). Ganz in der Nähe

gründet **Christoph von Unruh** 1655 neben seinem Dorf Karge, mit geflüchteten Protestanten, die er gleich seinem Nachbarn anwirbt, die Stadt Unruhstadt. In Karge gibt es mindestens seit 1582 eine evangelische Gemeinde. Auch andere Nachbargemeinden bestehen seit älteren Zeiten bereits. Eine evangelische Gemeinde existiert in Brätz, das zur Bomster Starostei gehört, schon vor dem Jahre 1590, in dem benachbarten Kranz seit 1553 und in Wollstein wird eine 1612 gegründet.

Die evangelische Kirche wächst ganz besonders hier in Großpolen, zu dem Bomst und die ganze Gegend gehörte, und ordnet die Territorien der einzelnen Gemeinden noch zu polnischer Zeit. Im Jahre 1777 wird auf der Kirchensynode in Lissa festgelegt, dass zum evangelischen Kirchspiel Bomst außer der Stadt, Groß und Klein Posemukel, Groß und Klein Groitzig, Kollige, Neu Kramzig, Köbnitz, Woyciechowo, Godziszewo und Belencin gehören sollen. Das ergibt ein Gebiet, das 1904, durch weitere neue Ortschaften und Siedlungen vervollständigt, wie auf der beigefügten Karte aussieht.

Die Gläubigen aus Belencin hatten dabei den weitesten Weg von etwa 15 km bis zu ihrer Kirche in Bomst. Die östlich gelegenen Orte (rechts der gestrichelten Linie), verlor die Gemeinde nach der Grenzziehung von 1920. Die westlich gelegenen Alt und Neu Kramzig verselbstständigten sich 1936, als in Neu Kramzig eine neue evangelische Kapelle eingeweiht wurde. Bis 1945 gehört das Kirchspiel Bomst dem Kirchenkreis Karge an.

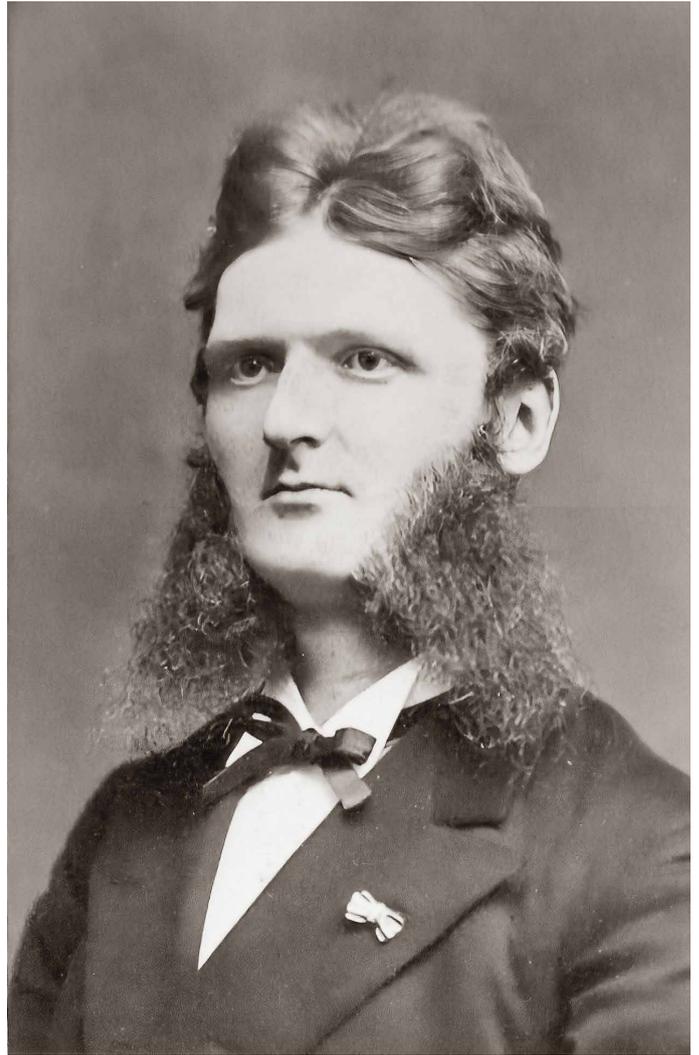
In den knapp 300 Jahren ihres geschichtlichen Bestehens, dienten der evangelische Gemeinde Bomst, seit 1652 in fast ununterbrochener Folge, 17 Pastoren als Seelsorger. Der erste nachweislich bekannte Pastor war **Christoph Albinus** (Weiß), der hier in den Jahren 1652 bis 1660



Das Gebiet des evangelischen Kirchspiels Bomst, wie es 1777 auf der Synode von Lissa festgelegt und 1904 um einige Ortschaften erweitert wurde.



Pastor Gustav Eduard Ferdinand Elsner
von 1830 bis 1874 Pastor in Bomst



Pastor Heinrich Schiersand in seinen Anfangsjahren in Bomst.
Fotos: Privatarhiv Hubert Ulmitz

wirkte. Im 19. Jahrhundert prägten zwei Pastoren mit sehr langer Dienstzeit des Gemeindeleben: Das war von 1830 bis 1874 Pastor **Gustav Eduard Ferdinand Elsner** und mit Abstand am längsten war **Heinrich Schiersand** in den Jahren 1874 bis 1924 in der Gemeinde tätig. Er wurde 1923 emeritiert und feierte ein Jahr später sein 50-jähriges Ortsjubiläum. In Anerkennung seiner Leistungen, auch für die Stadt Bomst, wurde er 1927 vom Magistrat zum Ehrenbürger der Stadt ernannt.

Ein weitaus tragischeres Ende fand der letzte Bomster Pastor, **Ludwig Gümbel**, der hier seit 1934 wirkte. In der Zeit, als die Nationalsozialisten auch mit der Evangelischen Kirche in Deutschland auf Konfrontationskurs gingen, wurde Ludwig Gümbel Anhänger der Bekennenden Kirche. Da er in Bomst unbequem geworden war, wurde er zur Wehrmacht eingezogen. Die Vertretung bei den Gottesdiensten übernahm der Pastor aus der benachbarten Gemeinde Kranz. Ludwig Gümbel kam mit seiner Einheit in Serbien zum Einsatz und wird seitdem vermisst.

Die evangelische Kirche Bomst heute

In diesem Jahr ist der Kirchturm der evangelischen Kirche in Bomst/Babimost renoviert worden. Gegenwärtig wird das Dach der Kirche neu gedeckt. Die gänzliche Renovierung der Kirche ist in verschiedene Etappen aufgeteilt worden, da es bisher nicht gelungen ist, Gelder für die Renovierung des ganzen Gebäudes zu bekommen.



Die Evangelische Gemeinde Bomst

von Aleksander Waberski

Wer mehr über die Kirchengeschichte in der Gegend um Züllichau und Schwiebus wissen möchte, findet auf S. 29 einen Literaturhinweis.

* **Starost** (poln. starosta, ukrainisch староста, lat. capitaneum) ist ein slawisches Wort, das ursprünglich den Verwalter des Vermögens einer Sippe bezeichnet. Seit dem Mittelalter wird es für sowohl offizielle als auch inoffizielle Führungspositionen verwendet. Insofern ähnelt es den deutschen Worten Ältester oder Vorsteher. Man muss wissen, dass Bomst eine königliche Stadt war, d.h., sie unterstand direkt der Krone. Sie war also unmittelbar oder lateinisch "immediat" dem Monarchen unterstellt – im Gegensatz zu Städten, die dem König nur mittelbar unterstanden, dafür direkt unter dem adligen Lehnsherrn, dem Mittler.

Genauso war es mit dem Gut, der Domäne Bomst. Die Domäne war ein Krongut (polnisch: Starostwo - also

Starosteigut), gehörte dem Monarchen, nicht einem Adligen. Und weil der Monarch sehr viele Güter besaß, die noch über sein ganzes Land verteilt waren, konnte der König sie alle nicht selbst bewirtschaften - quasi in Guts-herrenart, er hatte ja noch was anderes zu tun. Der König verpachtete sein Gut also an einen Starosten (dt. Lehnsherrn), der natürlich immer von adeliger Herkunft war.

Dieser Stellvertreter des Monarchen übte auch das Patrimonialrecht auf dem Starosteigut oder in der königlichen Stadt aus, analog zu dem adligen Fürsten, der dieses Recht auf seinem Gut/Stadt ausübte.

In der deutschen Geschichte entspricht das dem Lehnswesen (auch Feudalherrschaft genannt), das sehr ähnlich strukturiert war. Auch in Deutschland waren Klöster oder Reichsstädte, die der König direkt vergab, gegenüber den anderen, die mehrmals untervergeben waren, im Vorteil.

VERSCHLEPPUNG von Mühlbock nach Russland

von Irmgard Herrmann

Lebenserinnerungen Irmgard Herrmann Teil 2

Im letzten Heimatbrief veröffentlichten wir den ersten Teil der Lebenserinnerungen von Irmgard Herrmann mit Blick auf Mühlbock. In dieser Ausgabe vollziehen wir die Schrecken des Abtransports in die Sowjetunion und die entbehrungsreiche und qualvolle Lagerhaft nach. Dieser Textausschnitt beginnt in Mühlbock kurz vor der Flucht Anfang 1945.

Bumm, bumm, bumm, die Russen kumm' ...

An dieser Stelle, nach über 60 Jahren erinnere ich mich an den Spruch, den die Erwachsenen in der in unserer Gegend üblichen Mundart, welcher der Niederschlesischen ähnelte, den Kindern erzählten oder ihnen sogar Angst machen wollten: „Bumm, bumm, bumm, die Russen kumm', an Bäcker's Ecke sin'se schun"! Jetzt sollte er zur traurigen Wahrheit werden. Einige Tage, bevor die Russen nach Mühlbock kamen, hielt vor unserem Haus ein Lastkraftwagen der Waffengattung „Großdeutschland“, einer Spezialeinheit Hitlers. Drei Angehörige dieser Einheit kamen zu uns ins Haus, um für die Nacht eine Unterkunft zu haben. Sie hatten den militärischen Auftrag, nach Cottbus zu fahren und boten mir und meiner Mutter an, unsere wichtigsten Sachen zu packen und uns am nächsten Morgen nach Cottbus mitzunehmen. Leider konnten wir uns dazu nicht entschließen: „Wir können doch das Haus nicht so einfach verlassen“, sagte meine Mutter. Und in

diesem Moment machten wir den größten Fehler unseres Lebens, zumal in Cottbus Tante Anna, die Schwester meines Vaters wohnte, wo wir hätten unterkommen können. Nachdem wir diese Chance verpasst hatten, konnten wir nur noch sagen: „Schicksal nimm deinen Lauf.“

Aber jetzt, nachdem schon der Kanonendonner zu hören war, kam im Dorf doch große Hektik auf, und auch wir stellten unsere gepackten Koffer vor das Haus, denn *Bäckermeister Lange*, hieß es, sollte Leute mit dem Feuerwehrauto aus dem Dorf wegbringen, was auch dann geschah. Mit der letzten Fahrt, die er dann machte, kamen wir und Tante Lieschen mit den Jungen auch noch weg, aber schon in Ulbersdorf, dem übernächsten Dorf war Schluss, sonst hätte Bäcker Lange wahrscheinlich seine Familie nicht mehr in Sicherheit bringen können, denn schon am Abend desselben Tages wurden wir von den Russen überrollt. Um das Maß vollzumachen, wurden wir von marodierenden Polen, die jetzt obenauf waren und sich an allen und jedem „rächen“ wollten, unserer Habseligkeiten schon nach kurzer Zeit beraubt, so dass wir nur noch das hatten, was wir am Körper trugen. Einige wichtige Papiere, welche wir bei uns hatten, waren so auch weg und ohne Legitimation ist man vogelfrei. Schlimmes stand uns nun bevor, denn wir hatten das zu machen und dorthin zu gehen, was die Russen uns befahlen. So kamen wir nach ein paar Tagen nach **Dornau**, einige Dörfer weiter östlich. Dort wurden wir in einem verlassenen Bauernhaus mit mehreren Familien untergebracht und teilten ein

VERSCHLEPPUNG von Mühlbock nach Russland ins Straflager

Zimmer mit fremden Menschen. In Dornau befanden wir uns bis Ende März und waren da der täglichen Willkür der Russen ausgesetzt. Die ganze Zeit lebten wir voller Angst, denn es kam immer öfter vor, dass Menschen abgeholt wurden, auch Jugendliche über 16 Jahre, manche kamen wieder, und manche blieben weg. Eines Tages wurde auch ich abgeholt ...

Der dunkelste Tag meines Lebens

... und jetzt zurück nach Dornau, Ende März 1945. Zu diesem Zeitpunkt, als ich einfach so weggeholt wurde, war ich 20 1/2 Jahre alt und meine Mutter wusste nicht, wo ich geblieben war. Man brachte mich in das berühmte **Sammellager am Anger in Schwiebus**, von wo aus tausende Menschen in Güterzügen zur Zwangsarbeit nach Russland verladen wurden. Nach dem Verhör durch einen russischen Offizier, der sehr gut Deutsch sprach und alles über mich wissen wollte, kam ich mit noch einem Mädchen in einen separaten Raum, wo wir Decken und gute Verpflegung bekamen, was uns schon sehr seltsam vorkam. Nach ein oder zwei Tagen holte mich der Bursche wieder zu diesem Offizier, der mich nochmals eingehend ausfragte über Alter, Familienstand, Geschwister, Vater, Mutter usw. Daraufhin machte er mir folgende Erklärung, dass es in seiner Macht stünde, mich von der Transportliste streichen zu lassen. Ich würde einen gesonderten Raum bekommen, brauchte nicht in den Baracken zu schlafen, sollte sein Büro in Ordnung halten und für weitere Dienste zur Verfügung stehen! Auch würde er es ermöglichen, dass ich ab und an meine Mutter sehen könnte. Da der nächste Transport bereits in zwei Tagen gehen sollte, gab er mir einen Tag Bedenkzeit. Ich war mir wohl bewusst, was da auf mich zukam oder was ich damit auch aus dem Wege gehen könnte. Wird das gut gehen oder wird er mich sogar später nach Russland mitnehmen? Die Angst davor war noch größer als das, was dann auf mich zukommen sollte. Am nächsten Tag erklärte ich ihm, dass ich dahin gehen werde, wo die Anderen hingehen. Der Offizier akzeptierte meinen Entschluss, sagte mir auch voraus, was für einen sehr schweren Weg ich jetzt zu gehen habe und zum Schluss gab er mir noch den Rat: „Nicht denken, leben von heute auf morgen!“

Die Fahrt

Am nächsten Tag wurde der Transport zusammengestellt, und ich kam mit über 50 Personen, Frauen und Mädchen, in einen Viehwaggon auf Strohlager. Da der Transport gemischt war, waren etwa die Hälfte des Zuges die Güterwaggons mit meist älteren Männern und jungen Burschen belegt. Da das ganze Barackenlager total verlaust war, bekam ich das jetzt als meine erste „Errungenschaft“ zu spüren. Mit ganz wenig Proviant wurden wir auf die Reise

in eine ungewisse Zukunft geschickt und die Verhältnisse waren jetzt schon katastrophal und sollten sich noch verschlimmern. An der Seite des Waggons war eine hölzerne Rinne für die Notdurft angebracht, die nach draußen führte. Die Wagen waren vollkommen geschlossen, ohne Licht. Nur oben waren Luftspalten, wo wir dann, wenn es regnete, die Hand raushielten, um etwas Wasser aufzufangen. So war es kein Wunder, dass einige unter uns krank wurden und es auch bald Tote gab, die einfach, wenn der Zug hielt, ausgeladen wurden und am Bahndamm liegen blieben. Nach mehreren Tagen machte der Zug **in der Nähe von Moskau** halt, wo für uns eine erste Entlassung stattfand. Dann ging die Fahrt weiter ins Ungewisse, die Zustände in den Waggons wurden immer unerträglicher, und die Todesfälle häuften sich. Hoffnungslosigkeit hatte sich längst breitgemacht. Wann endet denn diese Fahrt? Das Zeitgefühl hatte uns schon fast verlassen.

Am Ziel im Strafgefangenenlager Archangelsk

Etwa nach 12 Tagen Fahrt, von Schwiebus aus gerechnet, schien das Ziel erreicht. Der Zug war Richtung Archangelsk gefahren und in einem großen Durchgangslager, welches in einem riesigen Waldgebiet lag, war die Fahrt erst mal für uns zu Ende. Der Transport war ziemlich dezimiert. In den Waggons der Männer sollen die Verluste noch höher gewesen sein. Hier wurden wir auf kleinere Lager aufgeteilt und großzügigerweise konnten Frauen oder Mädchen, die sich kannten oder verwandt waren, zusammenbleiben und wurden nicht auseinander gerissen. Ich war die Einzige aus Mühlbock, kannte keinen weiter und das sollte sich für mich später sogar noch als Vorteil auswirken, denn jetzt begannen im Lager die Einzelverhöre.

Die Lagerleitung wollte feststellen, mit was für gefährlichen „Widerstandskämpfern und Partisanen“ man hier zu tun hatte. Hier wurde nun bei den Verhören versucht, die willkürlich nachts bei Scheinwerferlicht stattfanden, die Gefangenen gegenseitig auszuspielen, was man auch bei mir versuchte. Als die Leitung sah, dass das bei mir nicht klappte, wurde ich von weiteren Verhören verschont. Im Allgemeinen war das alles nur Schikane.

Später, als die Papiere aus Deutschland eintrafen, hörten die Verhöre auf. Hier oben im **Archangelskgebiet** war ich in etwa drei oder vier Straflagern untergebracht. Die Unterbringung in den Baracken war miserabel, von der Verpflegung schon gar nicht zu sprechen. In einem Lager war es besonders schlimm, da rannten die Ratten über die Pritschen und fraßen uns das Brot unter den Köpfen weg. Ungeziefer, wie Läuse, Wanzen und Flöhe, waren unsere ständigen Begleiter und eine hin und wieder stattfindende Entlassung brachte nicht viel. Mit einem anderen

Mädchen haben wir uns täglich gegenseitig die Kopfläuse abgesucht und sind dadurch der Kahlrasur entgangen, was bei vielen anderen Insassen gemacht wurde. Die Notdurft wurde, wie überall, auf dem bekannten „Balken“ verrichtet, was manchmal schon recht gefährlich war. Die Lager in diesem Gebiet waren alles Strafgefangenenlager, also für Menschen, die sich für etwas schuldig gemacht haben und unsere „Schuld“ war, dass wir unschuldige Deutsche waren.

Für die Russen waren auch die eigenen Menschen schuldig, wenn sie nur in deutscher Gefangenschaft gewesen waren oder dort hatten Fremdarbeit leisten müssen. Ich glaube, dass aus diesem Grunde sogar Wachmannschaft, Lagerleitung, Ärzte und Küchenfrauen hier ihre Arbeit verrichten mussten, denn es war doch ein Strafgebiet, und von manchen dieser Menschen wurden wir auch bedauert.

Unsere erste Arbeit, die wir bis zum Wintereinbruch im Wald verrichten sollten, war Fläche machen, das heißt alle Bäume runternehmen und das Land urbar machen. Das war für uns eine schwere und ungewohnte Arbeit und das bei dieser schlechten Verpflegung. Die Baumstämme mussten wir in Enden von einem Meter sägen und stapeln. Dieses Holz wurde dann von Lastkraftwagen zur Bahnstation gefahren, denn damit wurden in dieser Gegend die Lokomotiven beheizt. In einiger Entfernung führte eine eingleisige Bahnstrecke hoch nach Archangelsk und je nachdem, wo wir arbeiteten, sahen wir des Öfteren einen Zug; an einem Tag fuhr er hoch und am nächsten kam er zurück.

Die Sommer sind hier oben sehr kurz, schon im September kündigt sich der Winter an, der hier Minusgrade bis fünfzig Grad erreichen kann. Die Arbeit, die wir im Winter ausführen mussten, bestand hauptsächlich aus Schneeschippen und Holz zerkleinern und erst ab 25 Grad Minus durften wir in den Baracken bleiben. Nachts hatte ständig eine von uns Ofenwache, denn der Ofen durfte nicht ausgehen und musste laufend beheizt werden.

Weihnachten im Lager

So kam langsam Weihnachten 1945 auf uns zu, unsere Stimmung näherte sich dem Tiefpunkt und viele verfielen in tiefe Depression. Die Männer aus einer anderen Baracke brachten uns einen Baum, den wir dann mit einiger Mühe und Fantasie zum Weihnachtsbaum gestalteten. Der Heiligabend ist der Tag, an dem am meisten die Gefühle ausbrechen, und der Gedanke an Familie und Heimat am stärksten ist. Wir Frauen und Mädchen trafen uns nun gegen Abend in einer Baracke, (im Lager durften wir uns gegenseitig in den Baracken besuchen) und eine Mitgefangene, Anastasia von Schwabe, Pfarrgehilfin aus

dem Baltikum, arrangierte eine Feier mit der Erzählung der Weihnachtsgeschichte und wir sangen „Stille Nacht“ und „Oh du Fröhliche“. Unsere Gedanken weilten bei den Angehörigen, welche durch die Vertreibung zu dieser Zeit aber bereits in alle Winde verstreut waren. Und wenn wir das gewusst hätten, wäre unsere Verzweiflung noch größer gewesen. Aber auch so hatte uns das Heimweh voll gepackt und fast alle weinten. Ein Posten war aufmerksam geworden, hatte sich das alles eine Weile angesehen, verschwand, kehrte mit dem Lagerkommandanten zurück, der nun wissen wollte, was das zu bedeuten hat. Anastasia, die gut Russisch sprach, dolmetschte ihm nun, dass das Weihnachtsfest, das heute gefeiert wird, das wichtigste Fest der Deutschen ist. Er erklärte uns, dass in Russland auch etwas später am 6. Januar „Väterchen Frost“ gefeiert wird, aber dann ist man doch fröhlich, wenn gefeiert wird, wollte er uns aufmuntern, aber er sah auch ein, dass es uns dieser misslichen Lage nicht danach zumute war. – So verging auch dieser Winter, so trübsinnig er für uns auch war. Anfang des Jahres 1946 wurden wir wieder einmal in ein anderes Lager umgesiedelt. Hier hatten wir es hauptsächlich mit Torf stechen zu tun und anderen landwirtschaftlichen Arbeiten. Da der Sommer hier ja sehr kurz ist, können nur wenige Aussaaten oder Anpflanzungen gemacht werden, Kartoffeln z.B. reifen nicht aus.

Mitte des Sommers 1946, als wir bei der Feldarbeit waren, bekam ich plötzlich Schüttelfrost mit hohem Fieber, so dass mich zwei Mädchen ins Lager zurück bringen mussten. Ich kam sofort in die Krankenstube, wo man schweres Sumpffieber feststellte. Die Ärztin, von uns nur Mutchen genannt, kümmerte sich sehr um mich und sorgte dafür, dass ich nach sechs Wochen Krankenstube als Küchenhilfe eingesetzt wurde, da ich in dieser Zeit sehr abgemagert war und mir wieder etwas „anfressen“ sollte, gab sie zu verstehen! Dabei habe ich mich zwar ganz gut erholt, aber indirekt ging die Sache für mich negativ aus, denn im Spätherbst begannen die ersten Entlassungen und diese wurden nach körperlicher Verfassung vorgenommen, das heißt, wir wurden in vier Kategorien eingeteilt, wobei die erste und zweite Kategorie als arbeitsfähig eingestuft wird und durch meinen Küchenaufenthalt bin ich in die zweite Gruppe „aufgestiegen“. Da flossen beim Abschiednehmen viele Tränen, auf der einen Seite vor Freude, und bei den Zurückgebliebenen herrschte Trauer.

Elli Neumann aus Schmarse

Während meiner Lagerzeit hatte ich mich mit einem Mädchen angefreundet, sie hieß Elli Neumann, stammte aus **Schmarse**, unweit meines Heimatortes Mühlbock und wir hatten viele Gemeinsamkeiten. Ich bat Elli, meine Eltern zu benachrichtigen und trug ihr an, wenn sie in Schwiebus ankommt, gehst Du zur Reitbahn, mein Onkel wird Dir

VERSCHLEPPUNG von Mühlbock nach Russland

von Irgard Herrmann

ein Rad borgen und damit fährst Du dann über Mühlbock nach Hause. So stellten wir uns das vor, aber wir wussten ja nicht, dass unsere Heimat nach der Vertreibung polnisch war. Also hielt der Zug gar nicht in Schwiebus, sondern fuhr über Frankfurt/Oder nach Thüringen, wo die entlassenen Heimkehrer für einige Wochen in ein Quarantänelager untergebracht wurden. Von dort erfuhr Elli über Verwandte den Wohnort ihrer Eltern und zwar waren sie in **Ganzer** im damaligen **Kreis Ruppin** gelandet, nur zwei Dörfer entfernt von Wusterhausen, in dem meine Eltern ihr neues Zuhause gefunden hatten. Mein Vater war aus dem Lazarett inzwischen auch entlassen worden und musste sich seitdem mit einem steifen Bein herumplagen. Über Hörensagen erfuhr Elli dort den Wohnort meiner Eltern und konnte ihnen über mein Schicksal berichten.

Seit meiner Verhaftung lebten meine Eltern total im Ungewissen, wo ich wohl geblieben bin und ob ich überhaupt noch lebe. Es tat ihnen weh, zu erfahren, wie es mir seitdem ergangen ist, aber die Freude war doch sehr groß, endlich ein Lebenszeichen von mir zu bekommen. Meine Eltern bewohnten zu dieser Zeit ein Zimmer bei Gärtner Welke in der Berliner Straße, aber das alles habe ich natürlich erst nach meiner Heimkehr erfahren.

Über die glückliche Heimkehr von Irgard Herrmann nach Deutschland erfahren Sie mehr in der nächsten Ausgabe des Heimatbriefs.

Vertreibung aus Glauchow u. Neuanfang auf Rügen von Horst Höricke (1935–2013)

Den ausführlichen Bericht von Horst Höricke fand sein Sohn Jens im Nachlass seiner Eltern. Jens Höricke gibt dazu folgende Hinweise zu seiner Familie.

Familie Höricke in Glauchow Ausbau

Unsere Familie betrieb über mehrere Generationen eine **Bockwindmühle** etwas außerhalb (2,5 km) des Dorfes Glauchow/Oder, auch Ausbau genannt.

- » Mein Urgroßvater war der Müllermeister Paul Höricke, verheiratet mit meiner Urgroßmutter Marie Höricke.
- » Mein Großvater war Richard Höricke, geb. am 22. November 1903 in Glauchow, (vermisst seit Februar 1945), verheiratet mit meiner Großmutter Emilie Höricke (geb. Röhr), geb. am 30.06.1900.
- » Mein Vater war Horst Höricke, geb. am 20. Februar 1935 in Glauchow Kreis Züllichau/Schwiebus, verstorben am 06.11.2013, verheiratet mit meiner Mutter Doris Höricke (geb. Sahr), geb. am 14.09.1941 (verstorben am 26.02.2019).
- » Ich bin Jens Höricke, der jüngste Sohn von Horst- und Doris Höricke.

Familie Höricke in Oberweinberge

- » die Schwester von meinem Opa Richard Höricke, Berta Jochinke, geb. Höricke am 24.01.1900. Sie war verheiratet mit dem Zimmermann Richard Jochinke, und die Tochter dazu war Margot Kotsch geb. Jochinke.

Erwähnt wird bei der Familie Jochinke das Grundstück „**Gasthaus zur goldenen Aue**“ in Oberweinberge.



Zur Familie gehörte auch der **Zimmermann Paul Franke**, verheiratet mit Frieda Franke, aus Oberweinberge.

Mein Vater, Horst Höricke, war auch lange Zeit (2005 bis 2012) ehemaliger Bundessprecher der Landsmannschaft Berlin-Mark Brandenburg e.V.

Jens Höricke

Unsere misslungene Flucht, jedoch dramatische Vertreibung aus Ostbrandenburg

Ausschnitte aus einem langen Bericht von Dipl. Ing. oec. Horst Höricke

Unbequeme Anlässe

Lange habe ich gezögert, vielleicht etwas zu lang, um über meine Erlebnisse der Vertreibung aus Ostbrandenburg zu berichten. Ich denke, es ist nie zu spät, auf dieses Unrecht, das unschuldige Menschen erlitten haben ... hinzuweisen. Letztlich haben mich die dazu im Jahr 2002 erschienen Spiegel-Serien bestärkt, mich zum Thema Flucht und Vertreibung zu äußern ...,

(und) nun doch die Nachwelt über meine persönlichen Erlebnisse (zu) informieren; insbesondere über unsere misslungene Flucht, das zeitweilige Leben unter polnischer Verwaltung, die organisierte Vertreibung aus der Heimat und schließlich über die gerade nicht freundliche Aufnahme in der ehemaligen sowjetischen Besatzungszone in Deutschland ...



Haus der Familie Höricke Müllermeister April 2011

Ein paar Worte über unseren Heimatort Glauchow und unsere Mühle

Zur Orientierung zunächst etwas zur geografischen Lage meiner Heimat: Meine Vorfahren betrieben bereits über mehrere Generationen eine Bockwindmühle, die deshalb etwas außerhalb (2,5 km) des Dorfes Glauchow/Oder im südlichsten Zipfel des Kreises Züllichau/Schwiebus stand, auch Ausbau genannt. Die Ländereien unserer Gemeinde grenzten schon an Niederschlesien.

...

Unsere Bockwindmühle mit Gehöft lag auf einer geringen Anhöhe (56,3 m über M.M) das waren 3 m höher als das Dorf Glauchow). Die thermodynamischen Aufwinde wurden so direkt in die Flügel der Mühle geleitet. Die Gebäude hinter der Mühle waren burgartig angelegt, mit zwei Wohnhäusern (jüngstes 1919 erbaut), an die sich Futter-, Pferde-, Kuh-, Schweinestallungen und für Gänse und Hühner sowie zwei Scheunen anschlossen. Auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes befanden sich zwei größere Schuppen (einer für Kutschen, die mein Großvater als Fan angekauft hatte und die nur bei besonderen Anlässen genutzt wurden), der andere für das Unterstellen von Landwirtschaftsmaschinen. Die freien Seiten waren, anstatt mit einer hohen Steinmauer, mit einem gewöhnlichen Holzlattenzaun eingefasst, sodass der Wind die Mühlenflügel ungehindert erreichen konnte. In die Zauanlage

waren drei Holztore integriert, ein Tor für den Landweg aus Richtung Glauchow, ein hinteres Tor in Richtung des Dorfteils Bork und der Felder sowie ein drittes Seitentor für den Feld- und Wiesenweg in Richtung Schanze/Obra (das ist ein Ortsteil von Oberweinberge).

Wir verfügten über keine Telefonanlage und Radio, sodass eine Kommunikation mit der Außenwelt nur über Zeitungen, Briefe und mündliche Gespräche möglich war. Das gesamte Gehöft wurde nachts durch zwei freilaufende Hunde gesichert.



Vertreibung aus Glauchow und Neuanfang auf Rügen

Horst Höricke schildert den Fluchtversuch der Familie kenntnisreich und detailliert aus der Perspektive der Rückschau und so, wie seine Familie die Flucht erlebt hat. Die Passagen über die Vorbereitung der Flucht und den vergeblichen Fluchtversuch, weil die Oderbrücke leider schon gesprengt war, als Familie Höricke die Oder erreichte, und sie deshalb zurückkehren mussten, drucken wir nicht ab. Denn im Heimatbrief 2022 hat Ilse Breitfeld eine Chronik dazu angelegt. Eine ganze Reihe von Familien hatten die Oder erst nach der Sprengung der Brücke erreicht und ein ähnliches Schicksal erlebt und auf Nebenwegen in den Heimatort zurückkehren zu müssen. Wer den vollständigen Bericht lesen möchte, wendet sich bitte an Jan-Pieter Rau.

Unter russischer Besatzung zurück auf der Mühle

Als sich dann nach gut einer Woche die Kampffront in Richtung Westen verlagerte, hatten wir es nun mit russischen Besatzungssoldaten zu tun, die in Odereck eine Kommandantur einrichteten. Schnell stellten wir fest, dass wir Kinder von den Russen wohl nichts zu befürchten hatten. Wir, mein Bruder Günter und ich, besorgten uns einen Handwagen, mit dem wir nach Oberweinberge aufbrachen, um unsere Federbetten und persönliche Sachen bei meiner Tante zu suchen. (Die Familie hatte auf ihrer Heimkehr einige Tage beider der Tante in Oberweinberge Unterschlupf gefunden; Anm. Redaktion.) Tatsächlich, in einem verlassenem Schützengraben unweit des Gartens meines Onkels in Oberweinberge, fanden wir beide die noch brauchbaren Betten. Da in den vergangenen Tagen nur Frost geherrscht hatte, waren die Betten auch nicht durchgefuchtet. Wir verfrachteten diese mit einigen persönlichen Sachen auf den Handwagen und kehrten wohlbehalten ohne Plünderungen auf unseren Hof zurück. An den darauffolgenden Tagen fuhren wir beide mit dem Handwagen sogar hinter dem Ort Trebschen ins Schlesische und holten aus einem verlassenem Lager Unterwäsche, die vermutlich vormals für verwundete deutsche Soldaten bestimmt war.

Nach etwa einer Woche verließ uns unser polnischer Kutsher, Julian, als erster, nach 14 Tagen musste sich auch unsere Ukrainerin, Stefania, verabschieden und sich einem Transport in die Ukraine anschließen. Wir haben nie erfahren, wie es ihr auf ihrer Heimreise ergangen ist oder ob sie noch in ein Arbeitslager verschleppt wurde.

Ende Februar 1945 machten wir uns beide, mein Bruder Günter und ich, wiederum mit dem Handwagen nach Oberweinberge auf dem Weg, um weitere persönliche Sachen von unserer Tante abzuholen. Unseren 50-jährigen Onkel, Paul Franke, der von Beruf Zimmermann war, hatten die Russen inzwischen aufgegriffen und ihn als lebende Reparation nach Russland verschleppt, von wo er nicht

mehr zurückkehrte. Sehr überrascht waren wir, als wir in den Obstgärten einen freilaufenden kräftigen Schimmel sahen, der einen Durchschuss am Hals hatte, aus dem an beiden Seiten Blut mit Eiter tröpfelte. Er ließ sich schnell einfangen und erhielt von uns Zaumzeug. Auf der Dorf landstraße wurden wir dann von einer jungen netten Ungarin aus Züllichau angesprochen, ob wir wüssten, wo sie etwas Essbares auftreiben könnte. Darauf boten wir ihr an, bei uns im Haushalt zu arbeiten. Sie nahm das Angebot freudig an. So zogen wir mit der fröhlichen Ilona, dem Schimmel und den beladenen Handwagen erfolgreich von der Organisationstour nach Hause.

Da keine Veterinär-Medikamente vorhanden waren, wurde der vereiterte Halsdurchschuss des Schimmels mit Urin behandelt und siehe da, es dauerte nicht lange, bis die Narben am Hals verheilten. Zum Glück war die Luft- und Speiseröhre des Pferdes nicht verletzt worden. Der Schimmel reagierte jedoch nicht auf deutsche Kommandos und war auch kein Zugpferd. Vermutlich hatte er einem russischen Offizier als Reitpferd gedient. Auf unserer Wirt schaft benötigten wir jedoch ein Zugpferd, so legte mein Bruder Günter ihm Zugzaumzeug an und spannte ihn zunächst vor einen Baumstamm, später dann vor Ackergeräte und Wagen, sodass wir einige Arbeiten mit ihm erledigen konnten.

Bald wurde unser Einzelgehöft aufgrund seiner geographischen Lage eine Art Anlaufpunkt für deutsche Soldaten, die die Front überrollt hatte. Es kamen jeweils immer zwei sowohl in Uniform als auch in Zivilkleidung. Sie baten um Hilfe zum Umkleiden und um Informationen zur sicheren Querung des Oderflusses. Eines Tages fanden sich zu unserer Überraschung sogar zwei deutsche Fliegeroffiziere, die mit ihrem Jagdflugzeug abgeschossen worden waren, auf dem Hof ein. Wir staunten nicht schlecht, als sie ihre warme, aus Schafsfell bestehende, Uniform gegen Zivilkleidung wechseln wollten. Mein Großvater ließ sich auf diesen Tauschhandel ein und beschrieb ihnen den Weg in Richtung Westen. Etwa 30 Wehrmachtssoldaten halfen wir so auf ihrer Flucht über die Oder, obwohl uns diese misslungen war. Für uns war es selbstverständlich, andere Deutsche in ihrer Not nicht im Stich zu lassen.

Russische Offiziere nähern sich der Mühle

Es muss etwa der 5. März gewesen sein, als ich von meinem beliebten Beobachtungsplatz auf der Bockwindmühle sah, wie eine Kutsche, für diese Zeit sehr ungewöhnlich, auf der Straße von der Schanze durch Glauchow fuhr und dann zielgerichtet Kurs auf unser Gehöft nahm. Ich konnte nur noch schnell die Mühlentreppe hinunterrennen und die Familie warnen, dass sich unserem Tor aus Glauchow eine Kutsche mit russischen Offizieren und Soldaten näherte.

Schon öffneten sie gewaltsam unsere Toreinfahrt und begannen, unsere Häuser, insbesondere die Dachböden zu durchsuchen. Es war der russische Kommandant mit seiner Mannschaft aus Odereck. Bald entdeckten sie auf dem Dachboden die Uniformen einiger deutscher Soldaten, die sich bei uns umgekleidet hatten, und sogar auch Waffen. Einem russischen Soldaten wurde befohlen, einen Panzerwagen zu holen und darauf alles Gefundene aufzuladen. Da die Kutsche zielgerichtet auf unsere Mühle zugefahren war, mussten wir von jemanden verraten worden sein. Meine Mutter wurde mit uns Kindern aus dem Haus getrieben und hinter dem Mühlberg an der Schuppenwand zum Erschießen aufgestellt. Ein Posten bewachte uns, und die anderen Soldaten begannen, nach meiner Großmutter zu suchen, die inzwischen beherzt aus dem Fenster gesprungen war und sich hinter dem Garten in einem Gebüsch versteckt hatte und dort nicht gefunden wurde.

Meine Mutter hatte meinen zweijährigen Bruder Manfred auf dem Arm und erkannte blitzschnell eine günstige Situation. Sie rief zu uns, sofort um die Ecke wegzurennen. Der russische Posten reagierte darauf nicht, hätte er doch nun als Erstes uns Kinder erschießen müssen. Außerdem fehlte ja meine Großmutter, die als Zeugin die Vernichtung der Familie publik machen könnte. Der russische Offizier verzichtete dann auf unsere Erschießung, verhaftete dafür meinen Großvater, die Ungarin und nahm den inzwischen 15-jährigen Bruder Günter mit. In Glauchow wurde mein Bruder Günter verprügelt und später wieder freigelassen.

Großvaters grausames Ende

Mein Großvater und die Ungarin wurden jedoch in Odereck in Kellerräume der russischen Kommandantur, der Unterweinbergstraße 28, inhaftiert und mit einer Stahlrute verhört. Bei diesem Verhör wurde mein Großvater mit der Stahlrute nach einigen Tagen erschlagen und danach von seinen Mitinsassen im Garten vergraben. (Vgl. dazu auch Broschüre „Als Flucht und Vertreibung im Kreis Züllichau-Schwiebus begannen“, Bericht des Kaufmanns, Max Lindner aus Züllichau, S. 14–16ff).

Nach gut einer Woche kam dann die Ungarin Ilona, weinend und gealtert, ohne den Großvater zurück. Sie erzählte uns, dass er bei den Verhören zugeben sollte, ein deutscher Partisanenführer an der Oder zu sein. Das traf überhaupt nicht zu. Doch er wurde mit der Stahlrute so lange geschlagen, bis er schließlich daran verstarb. Am nächsten Tag machte sich Ilona zu Fuß in Richtung Ungarn auf. Wie wird es ihr noch ergangen sein?

Meiner Großmutter war es nun auf unserem Einzelgehöft nicht mehr sicher genug, und sie begab sich zu ihrer Tochter, meiner Tante, Berta Jochinke, nach Oberweinberge.

Wir Kinder waren jetzt mit unserer Mutter auf dem Gehöft allein. Häufig suchten uns Russen und Polen auf, plünderten den Hof, stahlen den Schimmel, das Vieh, die gesamte Kutschensammlung unseres Großvaters, das große Hausboot, das uns bei Hochwasser retten sollte, und andere Gerätschaften.

Von der „wilden“ Vertreibung der Einwohner aus Glauchow, die am 21. Juni 1945 einsetzte, blieben wir zunächst verschont. Mein Bruder Günter und ich mahlten auf der Mühle noch Mehl für den Eigenbedarf. Anfang Juli beobachtete ich aus unserer Mühle wie auf der Straße von der Schanze durch Glauchow in Richtung Trebschen den ganzen Tag von morgens bis abends ununterbrochen deutsche Autobusse, Lastwagen und Autos als Reparationsleistungen nach Russland fahren. Die außergewöhnliche Anzahl der Automobile hat mich später immer wieder beeindruckt.

Unter polnischer Verwaltung

Immer häufiger wurde nun unser Hof von Polen überfallen und eines Tages auch unsere beiden Schäferhunde mit vergiftetem Fleisch umgebracht. Wir befürchteten noch Schlimmeres und entschlossen uns deshalb, in das inzwischen freie Haus des Kaufmanns Sch. in Glauchow zu ziehen. Dieses Grundstück ließ sich mit Tür und Tor gut verriegeln, sodass wir zunächst vor weiteren Überfällen sicher waren.

Das gefiel den bereits neuansässigen Polen aus der Buggend gar nicht, und so wurden wir bereits nach 14 Tagen gezwungen, in das für die übriggebliebenen Deutschen (etwa noch 30 Personen aus Glauchow, Züllichau und Umgebung) Schnitterhaus zu ziehen. Dort mussten wir auf dem Fußboden schlafen und lebten eng zusammengepfercht mit nur einem einzigen Kochherd für alle Familien. In diesem Schnitterhaus waren in den zurückliegenden Jahren Saisonarbeiter untergebracht worden, die die Polderwiesen zwischen Oder und Deich mähen mussten, weil die jährlich wechselnden Sumpflöcher auf den Wiesen nicht durch Pferdegespanne bearbeitet werden konnten. (Bei einem späteren Heimatbesuch stellte ich fest, dass die Polen dieses Haus als erstes abgerissen hatten.)

Für uns als deutsche Handwerkerfamilie war es besonders schmerzhaft, dass kein polnischer Müller die Mühle in Besitz nahm, sondern eine polnische Familie, die unsere Mühle systematisch demontierte und dann weiterzog.

Zwangsarbeit für polnische Betriebe

Alle Deutschen, ob Kinder oder Rentner, wurden von den Polen als Zwangsarbeiter herangezogen. Das sah so aus, dass jedes Familienmitglied für einen anderen Polen zu arbeiten hatte. Meine Mutter musste z. B. mit meinem

Vertreibung aus Glauchow und Neuanfang auf Rügen

zweijährigen Bruder auf dem Rücken und mit weiteren Frauen, jeweils in einer Reihe, das Ackerland mit dem Spaten umgraben. Mein älterer Bruder Günter wurde einem anderen polnischen Bauern zur Zwangsarbeit zugeteilt. Mein jüngerer Bruder Gustav und ich hatten für je eine Polenfamilie eine einzige Kuh zu hüten. Der Austrieb der wenigen Kühe auf die Oderwiesen erfolgte nach Möglichkeit geschlossen. Da die Oderwiesen groß waren, brauchten wir Hütējungen uns nicht besonders um die Kühe zu kümmern, sondern sie lediglich abends bei der polnischen Familie abliefern, wofür wir dann jeden Morgen einen Pott Milch bekamen. Als Hütējungen beschäftigten wir uns in der freien Zeit mit der Nahrungssuche, weil sich der Hunger langsam bemerkbar machte. So betrieben wir z.B. mit Karbid in Bierflaschen in den Teichen der Polderwiesen Sprengfischerei, was jedoch gefährlich war. Ein anderes Mal handelten wir instinktiv als Gruppe und trieben die Fische in einen Poldergraben bis zu dessen Ende, sodass wir sogar Junghechte, so groß wie Makrelen, mit den Händen fangen und so den Speisezettel der Familie aufbessern konnten.

Etwa Ende August trieben wir die Kühe in Richtung Niederschlesien und ließen sie dort weiden. Plötzlich entdeckten wir im Baum- und Strauchgestrüpp zu unserem Entsetzen etwa 20 völlig verschrumpfte Leichen, die sich dort bei Oderhochwasser in den Bäumen verfangen haben mussten, und wie aufgehängte Vogelscheuchen wirkten. Es war ein grässlicher Anblick, den ich bis heute nicht vergessen habe.

Die organisierte Vertreibung

Mitte/Ende September wurde jede deutsche Familie unverhofft von den Polen befragt, ob wir nun für den Staat Polen optieren würden. Geschlossen lautete die Antwort, dass wir Deutsche seien und bleiben wollen. Wer sollte sich auch nach all den Demütigungen als Zwangsarbeiter und der Wegnahme unseres Eigentums für Polen entscheiden? Mein kurzes Resümee hierzu ist: Wir haben unseren Polen Julian niemals so schlecht behandelt wie es die Bug-Polen mit uns taten. Zunächst wussten wir es nicht zu deuten, was die Polen mit dieser Frage bezweckten. Doch am 15. Oktober 1945 war es soweit, noch in der Nacht zwischen 3 und 4 Uhr morgens mit starkem Gepolter geweckt und aufgefordert, mit wenig Gepäck unverzüglich Glauchow zu verlassen. Noch im Dunkeln setzte sich der aus etwa 30 Deutschen, Erwachsenen und Kindern, bestehende Zug zu Fuß unter polnischer Bewachung in Richtung Oberweinberge in Bewegung. Hier wurde der Treck mit weiteren Deutschen aufgefüllt, so u.a. mit meiner Tante Frieda Franke. Dagegen durften meine Tante Berta, Onkel Richard Jochinke, der ebenfalls von Beruf Zimmermann war, Cousine Margot mit meiner Großmutter, Marie Höricke, zunächst noch in Oberweinberge verbleiben.

Nach Jahren erfuhren wir, dass sie anschließend auf das Gut Kay bei Züllichau zur Zwangsarbeit verschleppt wurden. Erst im Jahr 1947 wurden sie nach Schackensleben in die Magdeburger Börde ausgewiesen. Während meine Großmutter in Kay all die Demütigungen nicht ertragen konnte. Sie hat sich 1946 heimlich vom Gutshof entfernt und wurde trotz umfangreicher Suchaktionen nicht mehr aufgefunden.

Der Treck aus Oberweinberge zog weiter über Odereck, wo er wiederum mit deutschen Familien beträchtlich vergrößert wurde. Unser Weg führte dann zum Bahnhof Züllichau, wo wir draußen auf der Ladestraße mit weiteren Deutschen aus verschiedenen Ortschaften mehrere Nächte und Tage ausharren mussten. In der Dämmerung versuchten polnische Jugendliche den lagernden Personen immer wieder Gepäckstücke zu entreißen, wenn die beiden polnischen Posten sich am anderen Ende der umfangreichen Menschenansammlung befanden. Nach jedem Diebstahl ging dann ein ohrenbetäubender Aufschrei los. Es war schrecklich.

Nach Tagen trafen mehrere Güterzüge der Deutschen Reichsbahn aus der sowjetischen Besatzungszone ein. Mit unseren letzten Habseligkeiten wurden wir nach zwei Tagen in einen Viehwaggon gepfercht. Einige Kinder hatten schon gar kein Gepäck mehr. Unser Güterzug fuhr von Züllichau über Crossen nach Guben, wo wir erst mal erleichtert aufatmeten.

Odyssee im Viehwaggon in der SBZ

Nach einem kurzen Zwischenhalt in Guben ging es weiter zum Cottbusser Hauptbahnhof, der durch Menschenmassen total überfüllt war. Das Ziel für unseren Güterzug sollte eigentlich Bremen sein. Doch in Cottbus, drängten sich jugendliche Agitatoren in unseren Viehwaggon und forderten uns auf, den Zug zu verlassen. Sie argumentierten damit, dass wir doch sicher nicht so weit von der Heimat weg sein wollten, denn eines Tages würde doch eventuell eine Rückkehr möglich sein. Wir hatten in den vielen Monaten unter polnischer Verwaltung ein Informationsdefizit und waren u.a. nicht über die Ergebnisse der Potsdamer Konferenz unterrichtet. Da eine Vielzahl der Vertriebenen den Zug verließ, stieg auch meine Mutter mit uns Kindern aus. Später erfuhr ich, dass doch ein kleiner Teil aus dem Heimatkreis Züllichau tatsächlich in Bremen angekommen war.

Auf dem überfüllten Cottbusser Bahnhof wurden wir dann, zusammen mit Niederschlesiern, in einen neuen Viehwaggon dirigiert, ohne zu wissen, wohin die Reise gehen sollte. Es hieß, dass Berlin für Heimatausgewiesene gesperrt sei. Nach mehrmaligem Halt und Lokomotivwechsel mussten wir schließlich in Luckau den Zug verlassen. Hier setzte sich eine riesige Menschenmasse, wie ein Ameisenvolk, in Richtung des Dorfes Cahnsdorf in

Bewegung. Unterwegs verlor ich dabei zeitweilig meine Mutter, derweil betreute mich meine Tante Frieda aus Oberweinberge. In **Cahnsdorf** wurden die Menschenmassen in Scheunen mit Stroh untergebracht und gepflegt. Es waren jedoch hygienisch katastrophale Zustände, die nicht länger zu ertragen waren. In Luckau wurde deshalb nach drei Wochen eine sogenannte Transporteinheit zusammengestellt, bestehend aus drei Güterzügen, und eine junge resolute Frau als Zugkommandantin eingesetzt. Das war die Stunde der Frauen! (vergl. dazu auch das Buch „Zweite Heimat Brandenburg“). Wieder wurden Familien mit Alten und Kranken zusammen in Viehwaggons gepfercht.

Auch diesmal wussten wir nicht, wohin der Transport gehen sollte. Ich glaube, dass die Behörden selbst nicht wussten, wo sie uns unterbringen sollten. Es war praktisch eine Abschiebung ohne ein konkretes Ziel. Die Transporteinheit, d. h. die einzelnen Züge wurden über verschiedene Strecken in Richtung Norden geleitet, jedoch nicht über Berlin, da dort Ende 1945 noch kein Eisenbahn-Außenring bestand. Unser Zug fuhr von Luckau über Lübben, Beeskow, Frankfurt/Oder, wo einige Leute ironisch mutmaßten, ob wir jetzt wieder in die Heimat befördert werden würden. Von Frankfurt/Oder ging die langsame Fahrt mit langen Zwischenaufhalten über Wriezen, Bad Freienwalde, Eberswalde, Templin, zurück über Löwenberg, Gransee, Fürstenberg/Havel ins Barackenlager des ehemaligen Konzentrationslagers **Ravensbrück**. Da auf dieser eingleisigen Strecke nicht alle Züge gleichzeitig geleert werden konnten, fuhr ein anderer Zug direkt nach Demmin, wo alle Vertriebenen in ehemalige Pferdeställe des Pommerschen Kavallerie-Regiments (Hauptgarnison Pasewalk) untergebracht wurden.

Wir dagegen mussten zunächst ca. acht Tage in Baracken des KZ Ravensbrück hausen, wobei hier zumindest die hygienischen Bedingungen besser als in Cahnsdorf, in den Viehwaggons und in den Pferdeställen von Demmin waren. Schließlich wurden auch wir wieder in die Viehwaggons verfrachtet und ebenfalls nach Demmin in die Pferdeställe gebracht. Bei der gesamten Reise waren die Zwischenaufhalte auf den Bahnhöfen außergewöhnlich lang, was auch als Animation zum fluchtartigen Verlassen des Zuges hätte aufgefasst werden können. In diesem Zusammenhang möchte ich bemerken, dass unsere Fahrten in den überfüllten und stinkigen Viehwaggons nicht mit späteren Fahrten dieser Art zu vergleichen waren, als wir später als Jugendliche in Güterzügen zum Deutschlandtreffen nach Berlin fuhren. Anfang Dezember 1945, nach etwa dreiwöchigem Aufenthalt in **Demmin**, brach die Transporteinheit in Richtung Stralsund auf. Dort sollten alle Leute zu Fuß den Rügendamm passieren, der damals nach seiner Sprengung notdürftig mit Pontons hergerichtet war.

Als jedoch die Menschen die Ostsee und in der Ferne die **Insel Rügen** sahen, machte die Mehrzahl der Heimatlosen kehrt und setzte sich in Personenzügen in alle Himmelsrichtungen zu Verwandten und Bekannten oder auf das Geradewohl ab. Unsere Mutter ging jedoch mit uns Kindern, wie ein anderer Teil der Entwurzelten, zu Fuß über den Rügendamm nach Altefähr. Dort fanden wir erstmals wieder Personenzüge preußischer Bauart vor, die uns in menschenwürdiger Art bis nach Saßnitz beförderten. Das war nun die tatsächliche Endstation im doppelten Sinne.

Vom Bahnhof **Saßnitz** führte unser Weg durch die Stralsunder Straße, wo wir Kinder von ehemaligen Flüchtlingen und Vertriebenen nach der langen Tour Tee aus Tassen gereicht bekamen, was wir als eine Wohltat empfanden. In der ehemaligen Marine-Kaserne in Saßnitz-Dwasieden endete der Treck, wo wir zusammen mit Niederschlesiern in verschiedene Zimmer einquartiert wurden. Mehr als 200 Personen aus dem Heimatkreis Züllichau landeten so in Saßnitz!

Neuanfang in Saßnitz auf Rügen

Hier wurde das Leben schon wieder etwas erträglicher, nur mit der Verpflegung haperte es erheblich. So gab es häufig Suppen mit Wrucken (Kohlrüben), teilweise ohne Salz und mit wenig Kartoffeln bzw. Rote Beete, wodurch ich eine Aversion gegen derartige Suppen bekam. Ich machte mich deshalb mit dem Rucksack zu den Bauern in Lancken auf den Weg, um Kartoffeln zu erbetteln, sodass wir wenigstens Weihnachten das Essen aufbessern konnten. Nach und nach wurden dann die Familien auf Saßnitz und umliegende Dörfer verteilt. Am 21. Januar 1946 war es auch für uns so weit. Ein Pferdewagen aus Bobbin transportierte uns ins marode Schloss Spyker, wo wir mit drei weiteren Familien in einem Saal des Schlosses unterbracht wurden. Da für alle Familien nur ein Herd zur Verfügung stand, wurde das Selbstkochen der Familien zum Problem.

Auf Grund dieser unzumutbaren Situation wurden wir nach 14 Tagen als 5-köpfige Familie in ein kleines Zimmer der Pfarrpächterei Bobbin einquartiert. Das reetgedeckte Haus war bereits mit Heimatlosen aus Pommern vollgestopft, sodass auch hier der Kochherd mit mehreren Familien geteilt werden musste. Viele Einheimische und Zugereiste unterstützten uns in Bobbin durch Überlassung von Haushaltsgeräten, Nahrungsmitteln und durch das Ausleihen von Werkzeugen.

Von der Gemeinde Glowé hatten wir noch immer keine Lebensmittelkarten erhalten. Damit wir auf dem Dorf nicht verhungerten, machte uns eine liebenswürdige Familie aus dem Haus darauf aufmerksam, auf den Feldern von Ruschwitz Mohrrüben zu stoppen und uns selbst

Vertreibung aus Glauchow und Neuanfang auf Rügen

Kartoffeln aus den Mieten an der Straße von Spyker zu holen. Wie empfohlen, machten wir uns in der Dunkelheit auf den Weg in Richtung der Kartoffelmieten. Dort waren schon mehrere Leute damit beschäftigt, Löcher in die starkgefrorenen Mietendecken zu buddeln, um an die Kartoffeln heran zu kommen. Auch wir erarbeiteten uns ein derartiges Loch und füllten unsere mitgebrachten Beutel und Taschen mit Kartoffeln. Infolge dieser vielen Löcher sind sicher anschließend mehr Kartoffeln in den Mieten erfroren, als wenn sie von der Gemeinde Glowe an die Familien ohne Lebensmittelkarten verteilt worden wären. Das war russische Wirtschaft, es verdarb mehr als verteilt wurde. Die von den Russen eingesetzten Bürgermeister hatten dazu auch keinen Mut, den gerade eingetroffenen Heimatvertriebenen unbürokratisch mit Lebensmitteln zu helfen. Organisiert wurde dagegen bald die Holzzuteilung aus dem Buchenforst bei Lohme/Jasmund. So durften mein Bruder Günter und ich mit einem geliehenen Pferdefuhrwerk vom Pfarrhof Bobbin, im Wald selbst Bäume schlagen und Holz abfahren.

Unser kleines Zimmer war für fünf Personen so eng, sodass auch Reibereien zwischen uns Kindern nicht ausblieben. Es war ein Glück, dass meinem älteren Bruder Günter eine Arbeitsstelle auf der Pfarrpächterei Altenkirchen angeboten wurde, die er freudig annahm und aus dem kleinen Zimmer auszog, sodass es für uns übrige geringfügig besser wurde und wir einigermaßen unsere Schularbeiten erledigen konnten.

Nach Beendigung der Volksschule arbeitete ich, wie alle anderen Familienmitglieder, als Landarbeiter auf dem Pfarrhof Bobbin. Im September 1951 nahm ich dann eine Lehre bei der Deutschen Reichsbahn auf dem Bahnhof Saßnitz Hafen auf, wodurch es mir möglich wurde, künftig mein eigenes Leben und Fortkommen im Beruf zu gestalten.

Rückblendendes Resümee

Auf Grund der Vielzahl zerstörter Häuser, der Flüchtlingsströme aus dem Osten, der „Wilden Vertreibungen“ im Sommer 1945 war die damalige sowjetische Besatzungszone im Spätherbst 1945 offensichtlich völlig überfordert, die aus den organisierten Vertreibungen resultierenden Menschenmassen noch in zumutbare geordnete Verhältnisse in Deutschland unterzubringen. Wie ist es sonst zu erklären, dass Mütter mit Kleinkindern mehrere Wochen und Monate in Scheunen, Pferdeställe und andere unzumutbare Unterkünfte eingewiesen wurden. Auch unsere aus vielen hundert Personen bestehende Transporteinheit und die 4-monatige Irrfahrt durch Deutschland belegen dies. Nicht zuletzt haben das ebenfalls eindrucksvoll die Autoren Jürgen Ast und Kerstin Mauersberger im Buch „Zweite Heimat Brandenburg“ geschildert.

Auf einer Ärztekonzferenz der ZVU am 18. Januar 1946 wurde eingeschätzt, dass die gesundheitliche Betreuung der Vertriebenen in Mecklenburg-Vorpommern im Herbst/Winter 1945 außer Kontrolle geraten war. Außerdem wurde bekannt gegeben, dass 80 Prozent aller Lager in Mecklenburg/Vorpommern verlaust seien. Für unsere Familie war es ein echter Überlebenskampf, den jedoch andere verloren haben. Auch viele Einheimische haben uns zunächst als lästige Neankömmlinge betrachtet und waren nur zögerlich bereit, etwas mit den Mittellosen zu teilen. Es hat dann noch einige Jahre gedauert, bis sich das Verhältnis zu uns Heimatlosen normalisierte. Wir z.B. konnten nur deshalb überleben, weil uns Nachbarn, hilfsbereite Bekannte auf Rügen in der Not unterstützten, während offizielle Behörden (wie Gemeinden) erst ziemlich spät notwendige Maßnahmen zur Linderung der unzumutbaren Zustände veranlassten.

Überhaupt kein Verständnis habe ich dafür, da noch bis heute (2002) öffentlich-rechtliche Institutionen, wie Museen versuchen, viele Geschehnisse aus dieser Zeit zu verharmlosen, denn Geschichte kann nicht dadurch aufgearbeitet werden, in dem man, wie in der ehemaligen SBZ/DDR geschehen, Gebäude sprengt bzw. abreißt, um die Spuren zu verwischen und sich aus der Geschichte auszublenden.

Das ist eine Verachtung von Menschenrechten, die so nicht hingenommen werden kann. Selbst die Bundesregierung Deutschlands hat in der Vergangenheit nicht immer die Interessen aller Deutschen vertreten und tut es bis heute nicht mit der gebotenen Konsequenz.

Nur wenn die Vergangenheit und das Unrecht der Vertreibungen schonungslos aufgearbeitet wird, können in Deutschland, in Europa und in der Welt vorbeugende Schritte zur künftigen Vermeidung derartiger Verbrechen getroffen werden.

ANMERKUNG DER REDAKTION:

Seit 2013 steht uns das Zentrum für Flucht und Vertreibung zur Verfügung.

„Mitten in Berlin, am Anhalter Bahnhof, befindet sich das Dokumentationszentrum Flucht, Vertreibung, Versöhnung – ein einzigartiger Lern- und Erinnerungsort zu Flucht, Vertreibung und Zwangsmigration in Geschichte und Gegenwart.“

Es erwarten Sie Ausstellungen, eine Bibliothek mit Zeitzeugenarchiv, ein Raum der Stille, Führungen, Workshops und Veranstaltungen. Wir freuen uns auf Ihren Besuch! Der Eintritt ist frei.“

<https://www.flucht-vertreibung-versoehnung.de/>

Den Toten ein Antlitz geben:

1. Der **Pfarrer Nehm aus Obraberg/Padligar**, der auch für umliegende Ortschaften zuständig war, wurde im Mai 1945 von einem russischen Soldaten auf dem Fahrrad im Talar erschossen und lag im Straßengraben aus Richtung Bork kurz vor dem Dorfeingang Glauchow. Er wurde auf dem Friedhof Glauchow beigesetzt. Siehe auch S. 25/26
2. Der **Zimmermann, Paul Franke, aus Oberweinberge** wurde im Monat Februar 1945 von Russen abgeführt und über Züllichau, Landsberg/Warthe ins Lager Schwiebus verschleppt, wo er nach Russland/Sibirien deportiert wurde und nicht mehr zurückkehrte.
3. Der **Müllermeister, Paul Höricke, aus Glauchow (Ausbau)** wurde Anfang März 1945 vom russischen Kommandanten aus Odereck verhaftet und anschließend im Keller der Kommandantur Odereck inhaftiert. Der Kommandant verhörte ihn brutal und erschlug ihn nach einigen Tagen mit einer Stahlrute. Seine deutschen Haftinsassen vergruben ihn im Garten der Kommandantur in Odereck.
4. Die **Hausfrau/Rentnerin, Marie Höricke**, wurde mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn, Richard Jochinke, im Herbst 1945 auf das Gut Kay bei Züllichau verschleppt. Dort verkraftete sie die Demütigungen nicht und floh im Sommer 1946 vom Gut Kay. Trotz umfangreicher Suchmaßnahmen fand sie niemand; ihr Tod blieb ungeklärt.

Berlin, den 16. März 2008, Horst Höricke

ANEKDOTE MIT GEFANGENEM 1944

von Dieter Henning, Berlin, Heimatorte Wilkau und Glauchow

Völkerverständigung in der Gefangenschaft 1944

Wir, die Familie Henning des Lehrers Hans Henning in Wilkau, hatten zwei Schafe, die geschoren werden mussten. Gutsinspektor Hoffmann schickte uns einen baumlangen russischen Kriegsgefangenen, auf dessen Brust ein tätowierter Adler prangte. Die Flügel ragten bis auf die Schultern. Wir Kinder fürchteten uns.

Bezahlen durfte meine Mutter ihn nicht. Sie kochte dem Kriegsgefangenen als Dank Buchweizengrütze und servierte sie in heißer Milch mit Butterflöckchen. Da klappte der Gefangene am Tisch zusammen. Große Tränen liefen die Wangen herunter. Es war wohl eine wehmütige Erinnerung an seine ferne Heimat.

Meine Mutter war die Tochter des deutschen Turnlehrers an der Deutschen Peter- und Paul - Schule in Moskau und erst seit 1915 wieder in Berlin. 1944 konnte meine Mutter noch fließend russisch reden und schreiben.

Nach der Verabschiedung, natürlich auf Russisch, wurden wir Kinder streng ermahnt, niemanden davon zu erzählen. Der Ortsgruppenleiter war ein „strammer Nazi“ und hätte uns Ärger gemacht wegen „Kollaboration“ mit dem Feind. Dem Gutsinspektor warf er vor, die Gefangenen zu gut zu behandeln (Kleidung, Essen).

Nach dem Krieg wurde erzählt, dass der Ortsgruppenleiter von den Sowjets erschlagen worden sei. Ob das stimmt, weiß ich nicht. Ich halte es aber für möglich.

Für mich ist diese Begebenheit eine rührende Geschichte, die zeigt, dass auch zwischen „Feinden“ Frieden stiften möglich sein kann, wie mein Erinnerung an 1944 beweist. Ich habe die Schafschur nicht vergessen.

Dieter Henning, 92 Jahre alt

Als der Verleger Andreas Peter die zwei Texte von Richard Spree über das Leben von Gotthelf Bronisch an den Heimatkreis herangetragen hat, klingelte es bei mir: „Superintendent Bronisch? Zu dem fuhr Opa doch manchmal mit seinem Opel P4 hin! Opa war vor dem Zweiten Weltkrieg Pfarrer von Liebenau (heute Lubrza). Von meinem Vater, Martin Reim, erfuhr ich, dass sein Vater, Fritz Reim, den Superintendenten Dr. Gotthelf Bronisch gut kannte. In Omas Lebenserinnerungen lese ich, dass Pfarrer Fritz Reim im Herbst 1931 ein Schreiben von Dr. Bronisch aus Züllichau mit einem Stellenangebot für die Pfarrstelle in Liebenau erhielt, das Fritz Reim zu diesem Zeitpunkt schon kannte. Denn er war 1927 Hilfsprediger in Schwiebus gewesen. 1931 hatte Gotthelf Bronisch schon 10 Jahre lang als Superintendent des Kirchenkreises Züllichau und später des zusammengelegten Kirchenkreises Züllichau-Schwiebus gewirkt. Das heißt, mein Opa muss als Pfarrer schon all die von Bronisch eingeführten Errungenschaften erlebt haben.

Gotthelf Bronisch hat in seiner Zeit als Superintendent des Kirchenkreises vor allem in den 1920er Jahren vieles bewirkt und organisiert, was ein lebendiges Gemeindeleben förderte, wenn man den beiden Manuskripten glauben darf, die uns aus der Familie des ehemaligen Vikars Richard Spree zukamen. Das waren Neuerungen, die die Kirchengemeinden im Kirchenkreis Züllichau und später im Kirchenkreis Züllichau-Schwiebus offensichtlich belebten.

- » Singekreise mit neuen Liedern gegründet oder belebt
- » Frauenhilfe-Treffen eingeführt
- » Am 2. April 2022 eigenes Sonntagsblatt für Züllichau-Schwiebus gegründet mit 8 Seiten pro Woche; vorher 1,5 Seiten im Berliner Sonntagsblatt; laut Spree erreichte das Züllichauer Sonntagsblatt später eine Aufl. von 5000 Stück
- » Austausch und Weiterbildung für Gemeindepfarrer in den „kirchlichen Wintervorträgen“ abwechselnd in Züllichau und Schwiebus
- » Neue 42-stimmige, dreimanualige Orgel für die Stadtpfarrkirche Züllichau aus der Sorauer Orgelbauanstalt Gustav Heinze
- » Umbau der Schlosskirche Züllichau zu einem Gemeindehaus
- » Errichtung der Arbeiterkolonie Walken auf dem heruntergekommenen Mühlengut für die „Brüder von der Landstraße“
- » Bau eines Schülerheims in Jordan für die evangelischen Schüler der damaligen Aufbauschule in den Räumen des Klosters Paradies nach den Plänen des Oberkirchenbau-rats Dr. Steinberg (die katholischen Schüler hatten schon ein Heim)

Was sind das für Texte, aus denen ich berichte?

Es handelt sich um ein Original Schreibmaschinen-Manuskript „Züllichauer Erinnerungen“ 1971 von Richard Spree geschrieben und ein kopiertes, also möglicherweise bereits vervielfältigtes, Manuskript mit dem Titel, „Superintendent Dr. Gotthelf Bronisch – eine Züllichauer Persönlichkeit“.

Zuerst zitiere ich den Anfang der Kurzbiografie: „Die ehemaligen Züllichauer, die ihn noch erlebt haben, werden sich gern das Bild des Mannes noch einmal vergegenwärtigen, die von 1917 bis 1934 eine führende Persönlichkeit nicht nur im kirchlichen, sondern im gesamten kulturellen Leben der Stadt und des Kreises war. Und die noch Kinder waren, als sie die Züllichauer Heimat verlassen mussten, und ihn nicht mehr kennengelernt haben, die mögen sich etwas erzählen lassen über einen Mann, der aus der Geschichte jener letzten Jahrzehnte der Stadt Züllichau und des Kreises Züllichau-Schwiebus nicht wegzudenken ist, über den Superintendenten und Oberpfarrer Dr. Gotthelf Bronisch.“

Aus beiden Texten erstelle ich einen tabellarischen Lebenslauf. Die Texte über Bronisch wandern in das digitale Archiv des Heimatkreises Züllichau-Schwiebus bei Jan-Pieter Rau.

Kurzbiografie Gotthelf Bronisch (1868–1937)

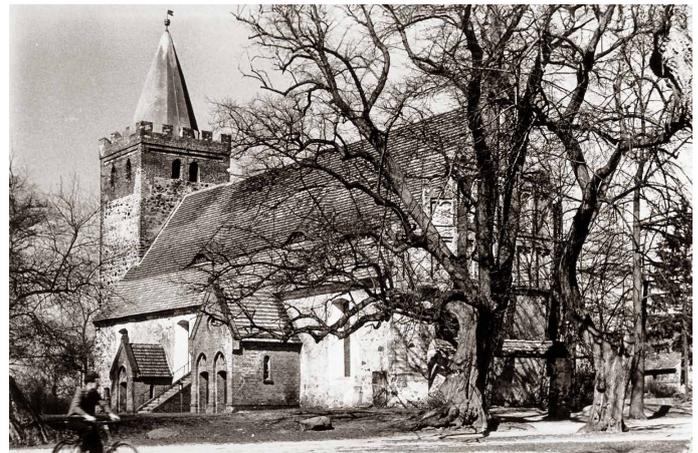
- 03.06.1868** geboren in Leuthen bei Cottbus als Sohn eines Pfarrers
Aufgewachsen in Cottbus, wohin der Vater an die Oberkirche wechselte
Studium in Göttingen, Leipzig und Berlin der deutschen Philologie mit Schwerpunkt auf kassubische Dialekte, die zum Thema seiner Doktorarbeit wurden, danach Studium der Theologie und Finanzierung dieses Studiums durch Privatunterricht.
- 07.01.1900** Hilfsprediger für die Gemeinde Cottbus-Sandow; Hochzeit
- 1903–1907** Pfarrer in Comptendorf, Kirchenkreis Cottbus
- 06.08.1907** in die zweite Pfarrstelle an der Friedenskirche in Wuppertal-Barmen gewählt
- 19.01.1908** Ordination
In dieser Zeit heftige Auseinandersetzungen mit den Vertretern eines radikalen „freien Protestantismus“ (Die Theologen Jatho und Traub vertraten damals diese Richtung.)
- 1917** Bronisch wird Superintendent und Oberpfarrer in Züllichau

Dr. Gotthelf Bronisch (1868–1937)

von Richard Spree



Cottbuser Klosterstraße / Klosterkirche um 1910 – Bronisch wirkte als Hilfspfarrer bzw. Pfarrer in der Cottbuser Klosterkirche (1900-1903) | Bild-Quelle: <https://cottbus-stadtentwicklung.de/postkarten/>



Dorfkirche Komptendorf | Quelle: <https://komptendorf.metacount.de/600-jahre-komptendorf/>

1919/1920 Abgeordneter im Preußischen Landtag

1933 Bronisch steht auf der Seite des Pfarrernotbundes und später der „Bekennenden Kirche“ (gegen die große Mehrheit der „Deutschen Christen“, die die nationalsozialistische Herrschaft befürworteten)

1934 zwangsweise in den Ruhestand versetzt; Familie Bronisch zieht nach Berlin-Wilmersdorf

1936 kirchlich rehabilitiert, kehrte er in sein Züllichauer Amt zurück; jedoch übernahm er nach kurzer Zeit ein Pfarramt an der Simonskirche und die Superintendentur des Berliner Kirchenkreises Cölln-Stadt

12.01.1937 stirbt Gotthelf Bronisch an einer doppelten Lungenentzündung.

15.01.1937 Bestattung auf dem Parkfriedhof Lichterfelde (heute Thuner Platz, Berlin-Lichterfelde-West)



Züllichau – Postkarte von 1911 | Bild-Quelle: <https://de.wikipedia.org/wiki/Sulechów>

Pfarrers Lemcke als Hilfsprediger vornehmlich die Gottesdienste in der Neuen Kirche zu halten und den Seelsorgedienst im Bezirk um die Neue Kirche herum (Krauschow, Amt Langegasse, Sandstr.) zu versehen, soweit er nicht in der Stadtmitte dem immer reich beschäftigten Superintendenten zur Hand gehen musste.

Da ich so wie er in der Superintendentur hinter der Stadtpfarrkirche während meines Vikariatsjahres wohnte, hatte ich reichlich Gelegenheit, den Umgang mit Nehm zu pflegen. Da er Geige und ich Klavier spielte, musizierten wir manche Abendstunde miteinander. Mit besonderer Freude spielten wir die Händel'schen Violinsonaten.

Noch im Jahre 1921 übernahm Nehm die Hilfspredigerstelle in Kleinitz. Dort, schon auf schlesischem Gebiet, befand sich eine der wenigen zur brandenburgischen Kirche gehörigen evangelischen Diasporagemeinden. Am östlichen Ende des stattlichen, überwiegend von katholischer Bevölkerung bewohnten Dorfes stand die kleine Kirche für die etwa 200 Evangelischen aus Kleinitz, Karschin und Sedczin. Mit der Kirche unter einem Dach befand sich eine kleine Pastorenwohnung. Der Vergleich mit einem

Aus den „Züllichauer Erinnerungen“

Aus den „Züllichauer Erinnerungen“ des Vikars und Kreis Pfarrers unter Gotthelf Bronisch, Richard Spree, wähle ich Textstellen, die Züllichauer Persönlichkeiten schildern. Die Erinnerungen beginnen mit dem Antritt Richard Sprees auf seiner Stelle als Vikar.

Pastor Georg Nehm

Auf dem Züllichauer Bahnhof holte mich der damals in Züllichau als Hilfsprediger tätige Pastor Georg Nehm ab. ... Der 1891 in Schwiebus als Lehrersohn Geborene und in Wittstock Aufgewachsene war ein Mensch, der mit seiner schlichten, geraden Art unbedingtes Vertrauen erweckte. Jedes Sich-in-Szene-setzen war ihm fremd. Wer mit ihm umging, merkte sehr schnell „Auf den kannst du dich verlassen.“ Nehm hatte damals nach dem Tode des

Puppenhaus lag nah. Aber ebenso galt: „Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar.“ Damals war es noch nicht üblich, dass Studenten oder Kandidaten heirateten. Hier in Kleinitz konnte nun ein Brautpaar, das sich in einer langen Verlobungszeit gründlich geprüft hatte, den Grund legen zu einer tief glücklichen Ehe. Am 23. April 1924 erfolgte Nehms Berufung in die Pfarrstelle zu Padligar (später Obraberg), wo die beiden mit ihren im Laufe der Jahre geborenen 5 Kindern bis zum bitteren Ende 1945 lebten.

Ja, bis zum bitteren Ende! Frau Lotte Nehm und ihre Kinder gelangten auf der Flucht in den ersten Februartagen 1945 bis nach Finsterwalde, wo sie eine Bleibe fanden. Freudig folgten sie Anfang Mai einem (an sich sinnlosen) Befehl, der eine Rückkehr der Flüchtlinge in die von ihnen verlassenen Gebiete anordnete. Im Züllichauer Bereich erreichte sie die grausame Kunde, dass sie den Gatten und Vater nicht mehr in Obraberg finden würden. Bei der Evakuierung des Dorfes war er mit den Männern zurückgeblieben. Als er sich später westwärts absetzen wollte, machte eine sowjetische Kugel in der Gegend von Glauchow seinem Leben und den Hoffnungen der Seinen ein Ende. Ein guter Mensch besiegelte seine Treue mit dem Tode.

Superintendent Dr. Gotthelf Bronisch

Richard Sprees Dienstherr und Ausbilder, ... empfing den Vikar freundlich und warf ihn ins „kalte Wasser“. Richard Spree beschreibt rückblickend 50 Jahre später seinen ersten Tag bei Bronisch so:

An jenem 24. Januar 1921, als ich zum ersten Male sein Haus betrat, begab sich etwas, was man als „Liebe auf den ersten Blick“ bezeichnen könnte. Ich sehe ihn heute noch, wie er, in dem hellen, weiträumigen Amts- und Studierzimmer der Züllichauer Superintendentur hinter seinem Schreibtisch sitzend, mir zur Mittagsstunde den freundlichen Willkommensgruß entbot. Wenige Minuten später saß ich in der großen Runde am Mittagstisch. Da der älteste der sieben Bronisch-Söhne zurzeit in Göttingen dem Jurastudium oblag, so „waren’s nur noch sechs“, vom Primaner bis zum Jüngsten, dem damaligen Sextaner, die sich um den riesigen Esstisch gruppierten. Dazu kamen außer den Eltern der Hilfsprediger, der Lehrvikar, eine Haustochter und wer sonst noch „a la fortune du pot“ zu Tisch gebeten wurde.

Die erste Mahlzeit im Hause Bronisch erweckte kulinarische Zukunftshoffnungen: Man hatte ein Schwein geschlachtet. Aber diese Hoffnungen erwiesen sich als trügerisch. Man bedenke: Wir schrieben das Jahr 1921, in dem die Grundnahrungsmittel noch gegen Lebensmittelkarten zugeteilt wurden. Was es für die Hausfrau bedeutete, täglich die Mitglieder dieser großen Tafelrunde

einigermaßen zu sättigen, kann im Grunde nur der ermesen, der jene Zeit miterlebt hat. Schmalhans war in jenen Jahren, die durch die immer grotesker werdende Inflation überschattet waren, Küchenmeister. Dass der sonntägliche Sauerbraten fürsorglich vom Roßschlächter Beier in der Neuen Straße geliefert war, blieb dem Hausherrn verborgen; aber er mundete ihm und uns. Dass ihm gelegentlich etwas Besseres als den übrigen „Mitessern“ vorgesetzt wurde, nahmen Nehm und ich nicht übel. Wir erkannten die Überlegenheit eines Mannes, der sich in einem unerhörten Einsatz geistiger Kraft nicht schonte, ohne weiteres an. Und wenn er uns von seinen Frühstückshefepinzeln großzügig einen halben überließ, verzehrten wir den mit Genuss und überließen unserem Chef das Seine ohne Neid. Kleinliche Gedanken kamen niemals auf.

Die Einzelheiten jenes ersten Züllichauer Tages prägten sich meinem Gedächtnis unauslöschlich ein. Mein Zimmer hatte seinen Zugang vom Esszimmer her und lag nach der stillen Straße „Am Reul“ hinaus. Bronisch sagte gelegentlich, „rulla“ bedeutete im Slawischen „Der Graben“. Es spricht viel für die Richtigkeit dieser Erklärung, denn der Halbkreisverlauf der Straße von der Schwiebuser Straße über das Crossener Tor zum Grünberger Tor entlang der alten Stadtmauer dürfte den Lauf eines einst vorhanden gewesenem Stadtgrabens bezeichnen. Hier also bezog ich für ein Jahr meine Bleibe. Eine Petroleumlampe erhellte das Dunkel des Abends, während man sich in den übrigen Räumen des Hauses der Gasbeleuchtung erfreute. Im Verlaufe jenes Jahres erhielt das ganze Haus elektrische Beleuchtung.

Bronisch hatte gleich für diesen ersten Nachmittag meine Teilnahme an einer Sitzung in seinem Amtszimmer als erwünscht bezeichnet. „Es sind lauter treffliche Herren vom Kapellenvorstand der Neuen Kirche, die Sie dort kennen lernen werden“, so hatte er mir die Sache schmackhaft gemacht. Und ich lernte sie kennen, den Gutsbesitzer Teichmann von Krauschow B, den Bauern Wilhelm Reschke aus Krauschow, den Kantor Müller von der einklassigen Schule in der Tschicherziger Straße gegenüber der Neuen Kirche. Man war in dem mit einer beschränkten Selbständigkeit bedachten Außenbezirk rings um die Neue Kirche nach dem Tode des Pfarrers Lemcke mit den Verwaltungs- und Finanzangelegenheiten etwas ins Hintertreffen geraten, und der Ordnung dieser Dinge galt die Sitzung. Ich hörte etwas von „Hans-Carl-Stiftung“, vom Weinberghaus der „Mathilde-Steinbart-Stiftung“ und anderen, mir bis dahin völlig unbekanntem, Begriffen. Zwischendurch nahm mich Nehm im Auftrage von Bronisch mit zu einem kurzen Gang in Richtung Post. Da lag der Markt mit seinem Rathaus im Dunkel des Winterabends, da hallten unsere Schritte wider in der kleinen Gasse hinter Gamm’s Hotel, die Schlosskirche war in schwachen Umrissen zu sehen.

Ein seltsames Gefühl, gemischt aus Ratlosigkeit gegenüber dem Neuen und aus Kleinstadtbehaglichkeit, beschlich mich. Die Sitzung dauerte von nachmittags 4 Uhr bis abends 8 Uhr. Nach einem verspäteten Abendbrot ging dieser mein erster Züllichauer Tag zu Ende.

Ernst Sammtmann – vom Verwaltungslehrling zum Leiter der Kreisparkasse

Nach seinem Umzug aus der Wohnung der Familie des Superintendenten in eine erste eigene Wohnung, musste Richard Spree sich einen Mittagstisch suchen. Bisher hatte er bei Familie Bronisch Kost und Logis genossen.

„Ich fragte den Kirchenältesten Sammtmann um Rat. Der verwies mich auf Reiers Hotel am Markt, wo er selbst seine Mittagsmahlzeiten einzunehmen pflegte. So kam es, dass wir näher miteinander bekannt wurden; und aus der Bekanntschaft wurde eine Freundschaft zwischen dem Züllichauer Kreisparkassendirektor und dem um 25 Jahre jüngeren Theologen. Ich bin es dem gediegenen Manne schuldig, dass ich ihm in diesen Erinnerungen einige Zeilen widme.

Der am 3. Juli 1870 in Züllichau Geborene muß seine Eltern zeitig verloren haben; denn er wuchs in der Züllichauer Knaben-Erziehungsanstalt auf. Gelegentlich erzählte er von den harten Erziehungsmethoden, die man damals in solchen Anstalten für angemessen hielt. Bei dem kargen Mittagessen dass die Kinder stehen, und bisweilen versuchten sie im nahegelegenen Krauschow sich etwas Essbares zu erbetteln. Ernst Sammtmann setzte diese harten Kindheitserlebnisse als reifer Mann um in positive Helfergesinnung. Ihm war es ein Herzensanliegen, dass es die Zöglinge der Züllichauer Erziehungsanstalten besser haben sollten als er; und von solcher Gesinnung zeugte seine jahrelange treue Mitarbeit im Vorstand der Erziehungsanstalten.

Nach seiner Schulentlassung kam Sammtmann als Verwaltungslehrling ins Büro der Züllichauer Superintendentur. Ich nehme an, dass er da noch unter dem alten Rendanten Hentschel gearbeitet hat. Später siedelte er zur Züllichauer Stadtparkasse über, wo er von der Pike auf mit der Arbeit im Geldwesen vertraut wurde, so dass er schließlich am Ende seines Berufsweges als Leiter der Kreisparkasse in gleicher Weise die Hochschätzung seiner vorgesetzten Behörde wie des von ihm bedienten Kundenkreises genoss.

...

Unvergessen sind, mir die vielen Spaziergänge und Wanderungen geblieben, die ich im Laufe der Jahre mit Freund Sammtmann machte. Wie oft wanderten wir sonnabends über Krauschow und Teichmanns Treibe nach

Oberweinberge zu Mutter Kadach oder über den Mohnstrietzelgrund und die Minettenberge nach Ostritz und Großschmöllen. Gelegentlich besuchten wir den lieben Pfarrer Karl Röhl im benachbarten Mosau oder machten eine richtige Parforcetour von Tschicherzig durch den Oderwald über Krampe, Sawade nach Grünberg. Gemeinsame Reisen führten uns nach Thüringen und in den Schwarzwald.“

Gustav Peglow – Kirchsullehrer in Unruhstadt und Kantor

„Und nun noch ein Wort über den, der damals wacker mittat und heute noch lebt: Gustav Peglow. Wir lernten uns 1922 näher kennen. Der damalige Junglehrer, der sich sein kärgliches Brot als Hilfsarbeiter am Finanzamt verdienen musste, war echter Berliner wie ich. Daraus ergab sich schon eine gewisse „Seelenverwandtschaft“, Dazu kam seine Liebe zur Orgel und zur Kirchenmusik. Da er von der Evangelisch-Lutherischen (altlutherischen) Kirche herkam, war er in liturgischen Dingen gut beschlagen. So wurde er als Mitglied des Bach-Quartetts mir ein unentbehrlicher Helfer. War ich der Kreispfarrer, so wurde er mehr und mehr der „Kreiskantor“. Bei der Vorbesprechung irgendeines liturgischen Gottesdienstes bedurfte es niemals vieler Worte, wir verstanden uns ohne weiteres. Unvergessen ist es uns beiden geblieben, wie wir 1925 in Liebenau und in Möstchen Berührung mit der „Neuzeller Singgemeinde“ gewannen, die damals gerade von einer Singwoche mit Walther Hensel herkam. Wir waren stark beeindruckt von jenen jungen Menschen, die uns das „neue Singen“ lehrten.

Als Peglow dann als Kantor der altlutherischen Gemeinde nach Meseritz und später als Kirchsullehrer nach Unruhstadt ging, musste ich seiner treuen Hilfe entraten. 1928 traute ich ihn und seine Frau Erna Suffel in unserer Züllichauer Stadtpfarrkirche. Mit meiner Übersiedlung nach Finsterwalde rissen die Verbindungen ab. Um so größer war meine Freude, als nach dem Zusammenbruch von 1945 das Band zwischen uns neu geknüpft wurde und ich erfahren konnte, dass der Freund nach einer sehr schweren Zwischenzeit wieder beruflich Fuß gefasst hatte und eine ihn sehr befriedigende Tätigkeit als Hauptlehrer und Kantor in dem Fränkischen Horbach in der Kulmbacher Gegend ausübte. Den schmerzlichen Abschied von seiner geliebten Erna, die nach langem schwerem Leiden heimging, berichtete er mir mit der Trostgewissheit, die wir so oft in die Gemeinden hinein verkündet hatten: „Weicht ihr Trauergeister, denn mein Freudenmeister Jesus tritt herein!“ Seit einigen Jahren lebt er an der Seite seiner zweiten Frau als Ruheständler in Weiden in der Oberpfalz. So mögen denn diese Zeilen ein Erinnerungsgruß an den Freund sein.“

Wer kennt den Fußballverein Züllichau von 1920 und/oder die Spielvereinigung Blau-Weiß?

„Mannschaftsbilder oder die Vereinswappen wären für mich besonders interessant. Ich würde mich sehr über Ihre Hilfe freuen“, schreibt Tom Hilmer an die Redaktion. Für einige Vereine aus unserem Heimatkreis hat Tom Hilmer Abzeichen im Internet gefunden, nicht jedoch für den Fußballverein Züllichau von 1920.

KONTAKT:
Tom Hilmer
Windmühlenstr. 4
06682 Teuchern
E-Mail: tomhilmer@web.de



Buchempfehlungen



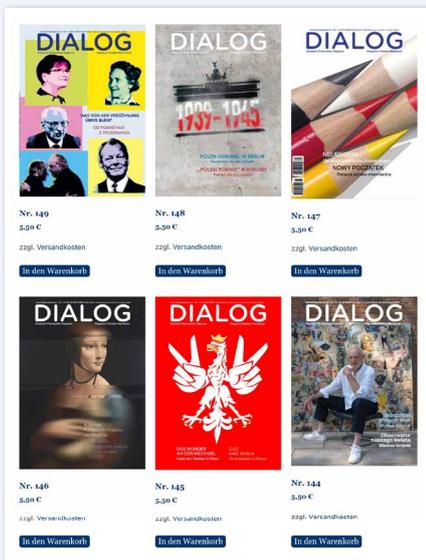
DIALOG Deutsch-polnisches Magazin

Magazyn Polsko-Niemiecki. Hrsg. Von der Deutsch-polnischen Gesellschaft, ISSN 0938-1422, erscheint vierteljährlich.

<https://www.dialogmagazin.eu/>



« Hier auch
als e-paper



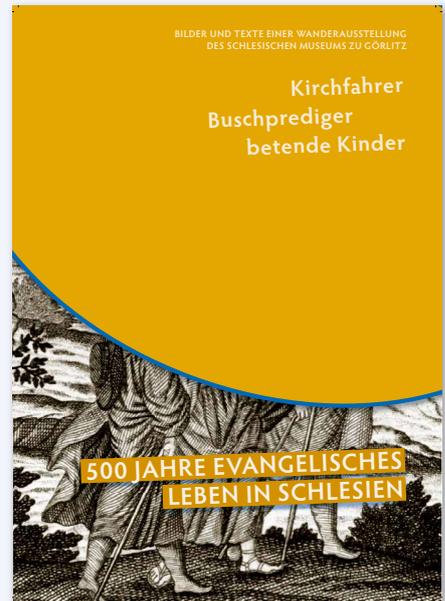
Zur evangelischen Kirchengeschichte in Schlesien

Wer mehr über die Kirchengeschichte in der Gegend um Züllichau und Schwiebus wissen möchte, findet einiges in dieser Broschüre zu einer Ausstellung des Schlesischen Museums in Görlitz im Lutherjahr 2017.

500 JAHRE EVANGELISCHES LEBEN IN SCHLESILIEN. Kirchfahrer, Buschprediger betende Kinder.

Bilder und Texte einer Wanderausstellung des schlesischen Museums zu Görlitz.

40 S. mit informativen, leicht verständlichen Texten, Karten und Bildern. Als PDF-Datei bei Jan-Pieter Rau erhältlich.



Zur Geschichte von Züllichau und anderen Städten

STÄDTEBUCH HISTORISCHES OSTBRANDENBURG

herausgegeben in der Historischen Kommission zu Berlin e.V. von Klaus Neitmann und Winfried Schich †; bearbeitet von Joachim Stephan; Holger Schmidt (Redaktion). Neubearbeitung; Berliner Wissenschaftsverlag 2022.

Auch in den Buchreihen: Deutsches Städtebuch, Band 4 und Bibliothek der brandenburgischen und preußischen Geschichte, Band 19. ISBN 978-3-8305-5098-3

Online-Ausgabe unter diesem QR-Code, abgerufen am 3. Juni 2025 durch svb: Stephan, Joachim:



Städtebuch
Historisches
Ostbrandenburg



Buchempfehlungen / Familienforschung / Heimatkarte

Tipp zur FAMILIENFORSCHUNG von Gabriele Zeitler-Prüfer

GEBURTS-, HEIRATS- UND STERBEREGISTER SCHWIEBUS

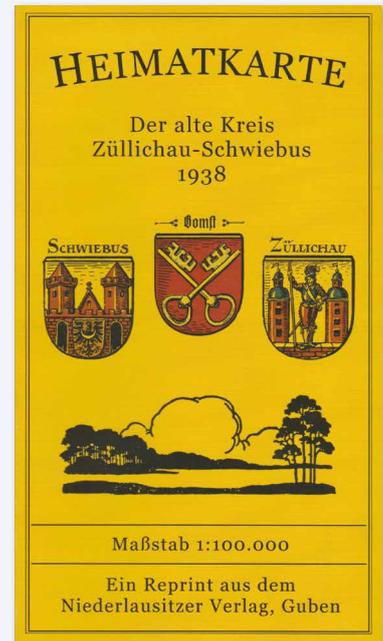
Gabriele Zeitler-Prüfer (Heimatort Schwiebus) machte im Rahmen eigener familiengeschichtlicher Forschungen die Entdeckung, dass das Staatsarchiv Grünberg (Zielona Gora) (Archiwum Państwowe w Zielonej Górze) die Alphabetischen Register der Jahre 1936 bis Januar 1945 online gestellt hat.



« Sie sind unter diesem QR-Code abrufbar

Gfd. Nr.	Namen und Stand		Eheschließungs-			Nr. des Heirats-Registers	Wohnort der Eheschließenden a) des Mannes b) der Frau	Bemerkungen
	des Ehe schließenden Mannes	der Ehe schließenden Frau	Tag	Mo- nat	Jahr			
1	<i>Antoniowski, Anna Regina, Köchin</i>	<i>Adrian, Arbeiter Julius, Kauf, Bergsch.</i>	25.	11.	44	44	a) <i>St. Kniebis</i> b) <i>St. Kniebis</i>	<i>100</i> <i>104</i>
2	<i>Papierala, Elara Lynna, Wärmeschutzang.</i>	<i>Wirt, Alfred Willi Eduard, Heiler Unteroffizier</i>	27.	1.	45	6/45	a) <i>Schwiebus</i> b) <i>Schwiebus</i>	<i>104</i> <i>10</i>

Schwiebus Heiratsregister 1945 letzte Eheschließung



DIE HEIMATKARTE ist wieder erhältlich

Der mehrfarbige Reprint der **Heimatkarte des alten Kreises Züllichau-Schwiebus** aus dem Jahre 1938 ist wieder lieferbar.

Maßstab: 1:100.000,
Größe: offen 50 x 60 cm
im Querformat.

Die Karte ist gefaltet und befindet sich in einem handlichen Umschlag.

Die Orte sind im Umschlag in Auswahl mit ihrem alten deutschen und dem jetzigen polnischen Namen alphabetisch aufgeführt.

Preis: 9,95 Euro.

Bestellungen bitte direkt an den Niederlausitzer Verlag.

Für Mitglieder des Heimatkreises entstehen keine Versandkosten.

KONTAKT:

Andreas Peter
Niederlausitzer Verlag, Guben
Inh.: Andreas Peter
Frankfurter Straße 12,
03172 Guben
Telefon: +49 (0)3561 55 13 04

Vertriebene in der DDR

DANN IST ES UNS LIEBER, MAN SCHLÄGT UNS TOT

von Solveig Grothe

Hinweis auf einen Artikel im SPIEGEL vom 20.11.2024, auch erschienen im SPIEGEL Sonderheft Geschichte 6/2023

Solveig Grothe schildert, wie Flüchtlinge und Vertriebene – in DDR nannte man sie Umsiedler – in der DDR zurecht kommen mussten, ausgehungert wurden und allenfalls assimiliert wurden. Von Integration keine Rede.

Der Titel des mehrseitigen Artikels bezieht sich darauf, dass die Umsiedler einfach zu wenig Essenszuteilungen bekamen. Es war kein anderer als Wolfgang Thierse, der nach 1990 den Mantel des Schweigens lüftete und Klartext über die Diskriminierung sprach. Auch das Wort Auslöschung wird in diesem Artikel verwendet, der viele Begebenheiten und Berichte aufdeckt und sachlich aufführt.



Vertriebene in der DDR

»Dann ist es uns lieber, man schlägt uns tot«

In der DDR war das Thema Flucht und Vertreibung tabu. Erst Jahrzehnte später wird klar, wie schlecht der Staat seine »Umsiedler« behandelte. Und wie massiv SED und Stasi auf die Vertriebenenpolitik in der BRD einwirkten. Von Solveig Grothe

HEIMATBRIEF 2025, SEITE 31 – 47

Auf diesen Seiten befinden sich in der Druck-Ausgabe die Geburtstagslisten sowie die Liste der Verstorbenen. Aus Datenschutzgründen sind diese Informationen im Internet nicht verfügbar.

Weitere Informationen erhalten Sie beim 1. Vorsitzenden, Jan-Pieter Rau.

Wir bitten um Verständnis!

Adressen und Ansprechpartner

Heimatkreis Züllichau-Schwiebus e.V.

Vereinsanschrift: Heimatkreis Züllichau-Schwiebus e.V.

c/o Stiftung Brandenburg
Parkallee 14, 15517 Fürstenwalde (Spree)

1. Vorsitzender: Jan-Pieter Rau

Bruno-Salvat-Str. 6, 16816 Neuruppin
Mobiltelefon: +49 (0)176 24 32 27 27
E-Mail: vorstand@heimatkreis-zuellichau-schwiebus.de

2. Vorsitzender: Günter Schildmann

Wildkancelweg 10, 15566 Schöneiche bei Berlin
Telefon: +49 (0)30 64 38 71 40
Mobiltelefon: +49 (0)176 48 26 94 59
E-Mail: g.schildmann@gmx.de

Kassenwart: Ingolf Noske

Tschaikowskistr. 29, 15831 Mahlow
Telefon: +49 (0)3379 31 20 38
Mobiltelefon: +49 (0)176 70 42 71 27
E-Mail: i.noske@t-online.de

Spendenkonto: Heimatkreis Züllichau-Schwiebus e.V.

IBAN DE80 1005 0000 0190 8172 08
BIC BELADEVXXX bei der Berliner Sparkasse

Adressänderungen bitte an: Jan-Pieter Rau

Bruno-Salvat-Str. 6, 16816 Neuruppin
Fax: + 49 (0)321 23 70 88 00
E-Mail: kartei@heimatkreis-zuellichau-schwiebus.de

Anschriften in Swiebodzin, Lubuskie Polen

Muzeum Regionalne w Swiebodzinie

Dyrektor Magdalena Armanowska

Plac Jana Pawła II (Ratusz) 1, 66-200 Swiebodzin
Lubuskie, Polska
Telefon: +48 (0)68 475 08 38 biuro
Telefon: +48 (0)68 475 08 37 ekspozycja, sprzeda
Fax: +48 (0)68 475 08 39
E-Mail: biuro@muzeumswiebodzin.pl
<https://muzeumswiebodzin.pl>

Privatsammlung von Objekten aus Schwiebus & Umgebung

Piotr & Irena Szarek

Kawaleryjska 6A, 66-200 Swiebodzin
Telefon: +48 (0)792 19 77 52
E-Mail: pieczarek@gazeta.pl



Stiftung Brandenburg

Rechtsfähige Stiftung des bürgerlichen Rechts

Parkallee 14, 15517 Fürstenwalde (Spree)
www.stiftung-brandenburg.de

Vorstand: Dipl. Ing. Joachim Ullrich

E-Mail: vorstand@stiftung-brandenburg.de

Sekretariat:

Telefon: +49 (0)3361 31 09 52
E-Mail: info@stiftung-brandenburg.de

Vorsitzender des Stiftungsrates: Martin Gorholt

Sekretariat und Museum: Bettina Wieworra

Öffnungszeiten: Montag bis Freitag
(ausgenommen Feiertage)

von 9.00 bis 13.00 Uhr
Besuche außerhalb dieser Zeit
bedürfen besonderer Vereinbarung.

Telefon: +49 (0)3361 31 09 52
E-Mail: info@stiftung-brandenburg.de

Bibliothek: Anna Betke

Öffnungszeiten: Dienstag und Donnerstag
(ausgenommen Feiertage) von 10.00 bis 15.00 Uhr
Um Anmeldung zur Bereitstellung von Arbeitsplätzen
wird gebeten:

Telefon: +49 (0)3361 31 09 53 oder
E-Mail: bibliothek@stiftung-brandenburg.de

Archiv: Kathrin Hirthammer

Wissenschaftliche Leitung: Dr. Magdalena Kaminska

Telefon: +49 (0)3361 31 09 52
E-Mail: archiv@stiftung-brandenburg.de

Impressum auf S. 2 unten

Redaktionsschluss für den Heimatbrief 2026: 1. Januar 2026

Manuskripte bitte an den 1. Vorsitzenden, Herrn Jan-Pieter Rau möglichst per E-Mail einsenden.